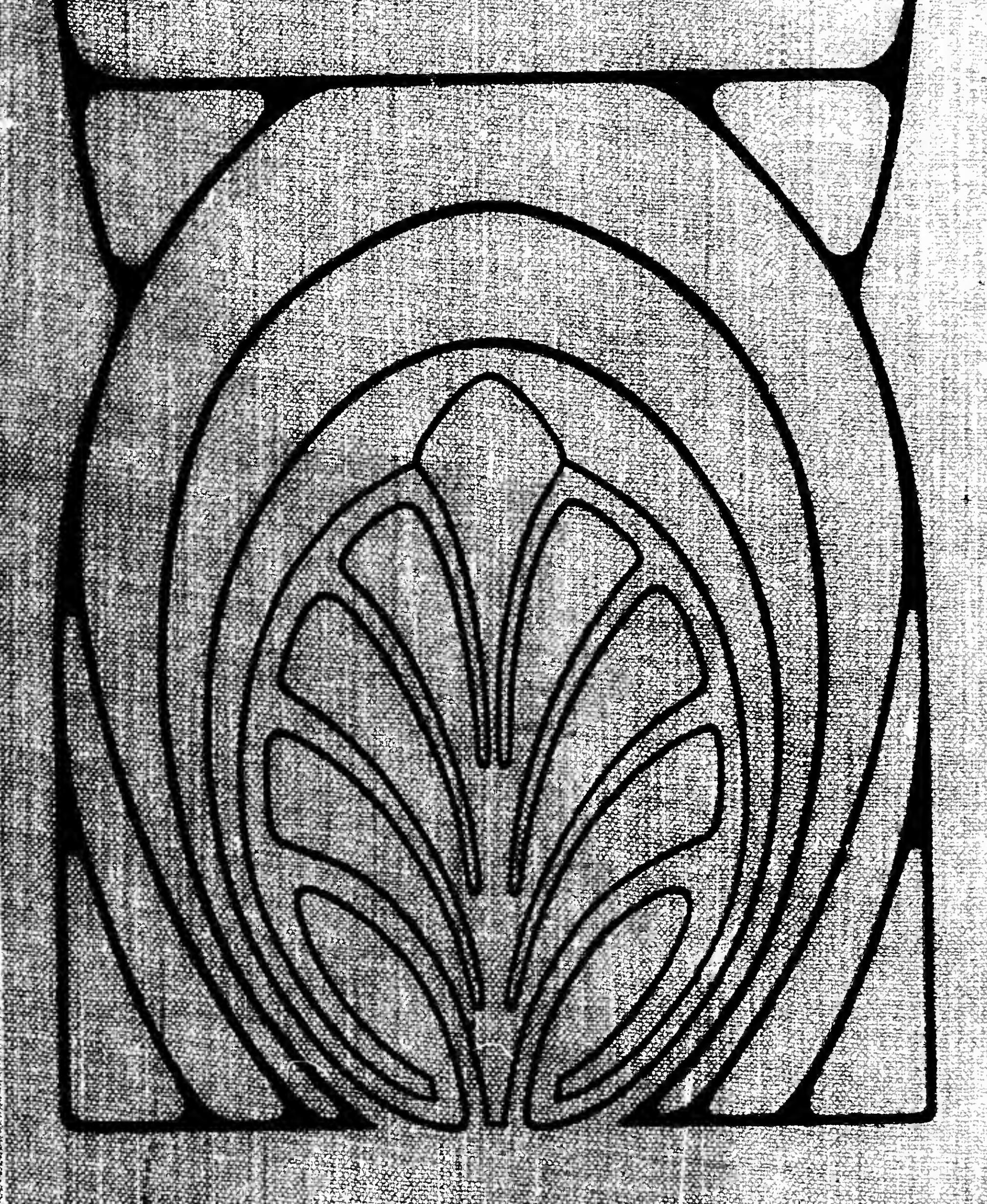
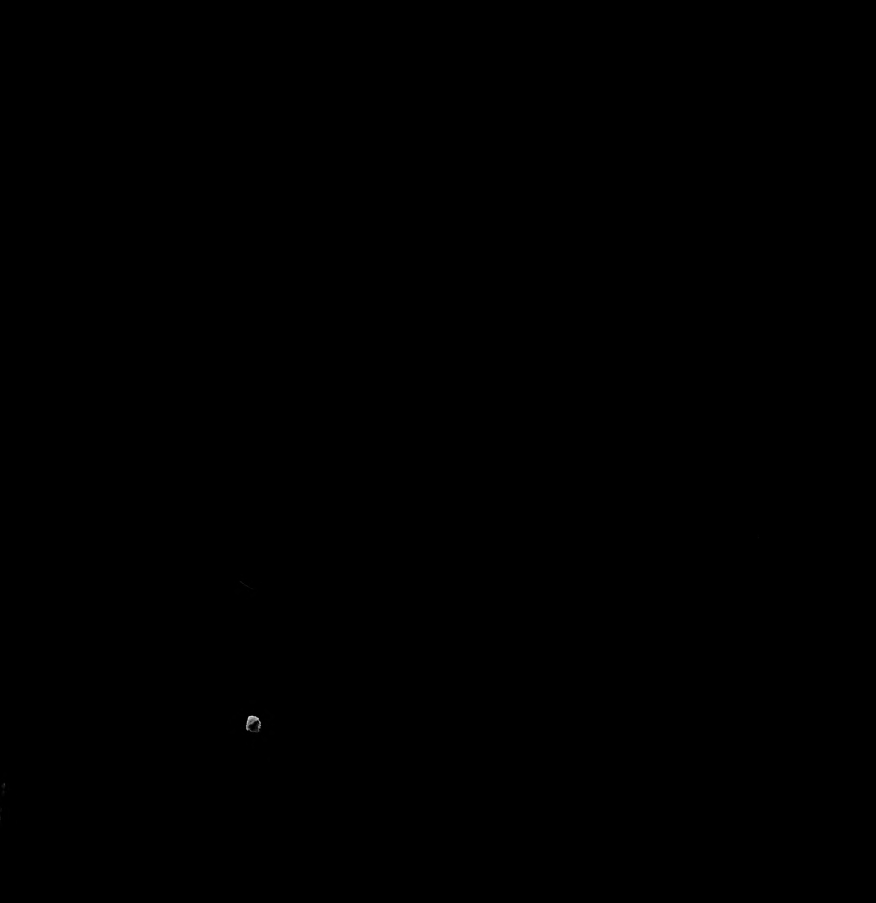
Adolf Stern

Ausgewählte Werke







Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Mit einer Einführung

von

Gottthold Klee.

Erster Band

Gedichte.



Dresden und **Leipzig**
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Zur Erinnerung an Adolf Stern.

Adolf Stern war am 14. Juni 1835 in Leipzig geboren. Noch ehe er das Jünglingsalter erreichte, gesellte sich ihm die Sorge als Begleiterin und zwang ihn, sich früh auf eigene Füße zu stellen. Das Ziel der höheren Schulbildung mußte er ohne regelmäßigen Unterricht zu erreichen suchen, und es gelang seinem kräftigen Willen und seiner ungewöhnlichen Begabung in so hohem Grade, daß der junge Autodidakt seit 1852 auf der Universität seiner Vaterstadt philosophische und geschichtliche Studien betreiben konnte. Später hat er sie in Jena eifrig fortgesetzt und sich so eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage zu seinem vielseitigen literarischen Schaffen erworben. Zugleich aber rang er mit allen Kräften einer rein und hoch strebenden Seele nach harmonischer Ausbildung seiner Persönlichkeit und nach Ausweitung seines geistigen Gesichtskreises, und es ward ihm schon früh das Glück zuteil, das ihm zeitlebens treugeblieben ist, ein Glück, das wie nichts anderes ein solches Streben fördert, in innige Berührung zu treten mit bedeutenden, hochgesinnten Männern, die seinen inneren Wert erkannten. Franz Liszt, der junge Peter Cornelius, Felix Dräseke, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Hermann Hettner — diese Namen, denen noch mancher hinzugefügt werden könnte, zeigen schon zur Genüge, wie mannigfaltig und stark die Anregungen waren, die ihn durchs Leben begleiteten.

Weimar, Chemnitz, Zittau, Jena, Schandau, seit 1865 das schon mehrmals auf längere Zeit besuchte Dresden waren die Orte, an denen Stern sich neben einem Platz in der Literatur auch eine bürgerlich sicher gegründete Existenz zu erwerben suchte. Obgleich ihm besonders Weimar eine Stätte des Trostes und Friedens geworden war, hielt ihn doch die sächsische Hauptstadt mit ihren künstlerischen und landschaftlichen Schönheiten und ihrem vielgestaltigen geselligen und wissenschaftlichen Leben dauernd fest. Hier vermählte er sich 1863 zum ersten Male, und da der Tod den Bund trennte, schloß er noch spät (1881) eine zweite, nicht minder glückliche Ehe mit der vorzüglichen Klavierspielerin Margarete Herr, die ihm 1899 wieder entrissen wurde. Er war in Dresden eine Zeitlang als Lehrer tätig gewesen; 1868 hatte er an der Technischen Hochschule daselbst eine außerordentliche Professur für Literatur- und Kulturgeschichte angenommen; schon im nächsten Jahre war die Ernennung zum ordentlichen Professor erfolgt. Und diese Stellung hat er bis zu seinem Tode bekleidet.

Als Stern in der Nacht vom 14. zum 15. April 1907 ohne eine Vorahnung seines Endes entschlummerte, lag ein langes, reiches Leben hinter ihm, und doch kam auch seinen Freunden dieses Ende überraschend und noch zu früh. Daß der hochgewachsene, breitschulterige Mann mit dem rundlichen, farbenfrischen Antlitz, der ungebeugten Hauptes und hellen Geistes im Amt wie im geselligen Verkehre die Macht seiner Persönlichkeit noch täglich erprobte, der mit unverminderter Kraft und Lust eine reiche Gabe nach der anderen auf unsern Büchertisch legte, der seinen 70. Geburtstag im herzlichen Verein mit einer auserlesenen frohen Schar in jugendlicher Frische gefeiert hatte, daß dieser Mann nicht mehr unter den Lebenden

weile, erschien so seltsam. Freilich war der Entschlafene mit dem Gedanken an den Tod seit dem Abscheiden seiner geliebten „Margret" längst freundlich vertraut; aber vielleicht hätte er doch gern noch eine Weile sein allmählich stiller und einsamer werdendes Dasein fortgeführt. Denn trotz aller Übung im Entsagen hoffte er doch im geheimen immer noch die Stunde zu erleben, in der ihn die Nation als Dichter grüßen würde.

Stern empfand wohl die tiefe Wahrheit in Tassos Wort: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre." Für seine Freunde dichtete er und freute sich herzlich über jedes Wort verständnisvollen Beifalls, das aus Freundesmunde kam. Aber die Teilnahmlosigkeit der großen Menge kränkte ihn doch, und manches wehmütig resignierte, wohl auch bittre Wort fiel im Lauf der Rede, wenn er auf seine Dichtungen zu sprechen kam, was er selten und im ganzen ungern tat.

Es ist wahr, er durfte am Ende seiner Tage zurückblicken auf ein Leben voll des reinsten menschlichen Willens, voll still begeisterter Arbeit, voll unerschütterten Glaubens an echte Kunst und Wissenschaft, voll redlichster Hingabe an die erwählten Ideale inmitten des Kampfes und Sturmes der Meinungen, auf ein Schaffen, das manche schöne Frucht im Reiche der Geister getragen hatte. Aber das Volk, dem dieses Leben geweiht gewesen, war ihm den vollen Dank dafür schuldig geblieben.

Sterns Ruf als der eines gediegenen und geistvollen Literaturforschers und -geschichtschreibers stand zwar schon lange fest. Aber es war der Lebensschmerz des bei aller Bescheidenheit doch seines Wertes sich voll bewußten Mannes, daß sein Volk ihm die liebende Anerkennung seiner Dichter-

schaft versagte. Und doch trug er kein unerhörtes oder unbegreifliches Los. Wie sollte in der Sündflut der Überproduktion gerade auf seinem eigensten Gebiete, dem der Prosaerzählung, die vornehme, oft etwas kühle Schönheit seiner Novellen und Romane mit der gepfefferten und gesüßten Modeware Schritt halten? Und man glaube doch nicht, daß die größten Erzähler das größte Publikum gehabt hätten! Goethes Wahlverwandtschaften blieben ein als langweilig und unsittlich gemiedenes Buch, während die Menge ihren Lafontaine verschlang. Keller und Raabe standen unbeachtet beiseite, während seichte Unterhaltungsschriftsteller Auflage über Auflage erlebten. Selbst Heyse, Meyer und Storm sind zur Zeit ihrer frischen Kraft keineswegs Mode gewesen, und es war ein seltener Ausnahmefall, wenn einem Tüchtigen wie Freytag einmal die Gunst der Besseren wie des großen Haufens lächelte. Und Stern war doch, wie er sehr wohl wußte, unleugbar eine schwächere Dichterindividualität als einer jener Großen. Aber daß ihn auch die Literaturgeschichte totschwieg, war allerdings kränkend und wäre es noch mehr gewesen, wenn es nicht andern, wie z. B. Raabe, ebenso ergangen wäre. Man schlage einmal die beliebtesten Literaturgeschichten, die etwa vor 1890 erschienen sind, auf und überzeuge sich, was sie über diesen wunderbaren Dichter sagen oder vielmehr nicht sagen. Dazu kam, daß Stern selber sich in seinen literargeschichtlichen Büchern niemals auch nur mit einem Wort erwähnte. Jede Aufforderung dazu wies er mit entschiedenem Nein zurück. Nun lag diesem Verfahren ganz gewiß eine sehr preisenswerte Eigenschaft Sterns, seine wahrhaft vornehme Natur, zugrunde. Da aber die meisten Literaturgeschichtsfabrikanten aus Sterns Darstellungen schöpften, so kannten sie den Dichter Stern so

schlecht, wie sie den Literarhistoriker gut kannten, und ließen jenen infolgedessen unerwähnt. Erst das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts schuf hier Wandel: Adolf Bartels ging mit gutem Beispiele voran, andere folgten; die Reklamschen und Hesseschen Volksausgaben brachten billige Einzeldrucke hervorragender Novellen; der treffliche Erich Liesegang nahm mehrere in seine Wiesbadener Volksbücher auf. So dämmerte der Tag der Ernte dem Dichter Stern gerade noch früh genug, daß ihm die niemals ganz aufgegebene Hoffnung, die Herzen der Guten seines Volkes zu gewinnen, sich erfüllen zu wollen schien. Da starb er.

Daß seine Erfolge als Dichter so spät kamen, hat natürlich auch Gründe, die in seinen Dichtungen liegen. Die Vornehmheit seiner Natur ist auch ein Merkmal seiner Poesie, nicht immer zu deren Vorteil. Er scheute sich vor dem kecken Hineinspringen in die Alltäglichkeit. Was man seit dem Anfang der neunziger Jahre realistische Wirklichkeitstreue nennt, findet man bei ihm nicht. Er bleibt seinen Gestalten gegenüber in einer gewissen Zurückhaltung; er tritt nicht unter sie, sondern läßt sie vor seinem sinnenden Blick vorüberziehen. Mag sein, daß er sie deshalb nicht immer in voller Rundung nachbilden konnte, sondern sie mehr wie die Figuren eines schönen Gemäldes, zwar in künstlerisch erwogener Perspektive, aber doch nur von einer Seite schauen ließ. Dazu kommt die ihm eigene Form. Er war ein Meister des mündlichen Ausdruckes. Die Rede floß ihm leicht und ebenmäßig von den Lippen, immer anregend, immer gesättigt von reicher Kenntnis, gelenkt von durchdringender Klarheit, voll Anschaulichkeit und Wärme. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er voll Begeisterung über das neue Drama

eines jungen Freundes, und als ich mir nähere Auskunft über dieses erbat, erzählte er ohne alle Vorbereitung aus dem Stegreif die ganze ziemlich verwickelte Handlung Szene für Szene mit hinreißender Lebendigkeit und in stilistisch so fertiger Form, daß man, wenn es möglich gewesen wäre, alles Satz für Satz hätte drucken lassen können. Gewiß war er auch in seinen Schriften ein vorzüglicher Stilist, und aus seinen epischen Dichtungen spricht ein starkes Erzählertalent. Aber wenn ich nicht irre, war, was er sprach, noch besser, weil frischer, unmittelbarer, natürlicher, als was er schrieb. Er feilte zu viel, tilgte fast ängstlich kräftige Ausdrücke, dämpfte zu lange das Feuer des ersten Ergusses ab, spann zu oft aus knappen Sätzen lange Perioden zusammen, und so erhielt der Ausdruck zuweilen etwas Künstliches, und die Wirkung wurde matter. Es läßt sich nicht leugnen, der Zauber der vollen, unmittelbaren Ursprünglichkeit, der z. B. über den Kellerschen Dichtungen im höchsten Maße liegt, fehlt den Sternschen. Er ist ein Bildungsdichter, vornehm auch im Maßhalten. Die geniale, unwiderstehlich hinreißende, bezaubernde Eigenart ist nicht seine starke Seite. Man hört bisweilen unter dem schönen klangvollen Äußeren das fleißige Arbeiten des gewissenhaften Schriftstellers, und es fehlt manchmal an der letzten glücklichen Stunde, die solche Mühe unvernehmbar macht.

Sterns Lebensanschauung war im wesentlichen die unsrer größten Dichter und Denker, aus denen er sich selbst gebildet hatte. Der Poet war in ihm stärker als der Philosoph, auch wenn er Literarhistoriker war, meines Erachtens nicht zu seinem Nachteil. Die Antike hat wenig auf ihn eingewirkt; so recht mit der Seele hat er das Land der Griechen wohl nie gesucht. Bezeichnend

ist es, daß sein umfassendstes gelehrtes Werk mit der Renaissance beginnt. Vom Christentum nahm er das Ethische voll in sich auf. Sein Gesichtskreis reichte weit, aber er sah auch das Nahe. Die Vergangenheit hält ihn nicht einseitig gefangen — schon dadurch unterscheidet er sich von der sogenannten Professorendichtung; er wendet seinen Blick mit nicht geringerer Aufmerksamkeit der Gegenwart und den Problemen, die sie dem Dichter bietet, zu. So vorzüglich ihm das Hineinleben in die Geschichte gelingt, das zeitgenössische Leben erfüllt ihn nicht minder mit warmer Teilnahme.

Vom Gelehrten Stern hier nur ein kurzes Wort. Mit den Ausgaben der Werke Körners, Otto Ludwigs (gemeinsam mit Erich Schmidt) u. a., sowie einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen (ich erinnere nur an die aufschlußreichen Arbeiten über den Dichter der Insel Felsenburg, über den Untergang des englischen Theaters, über Körners Vater, an seine zahlreichen Beiträge zur Goethephilologie usw.) hat er sich in der „Zunft" einen hochgeachten Namen erworben. Auf breite Kreise aber erstreckt sich seine Wirksamkeit in seinen großangelegten, weitumfassenden Werken ‚Geschichte der neueren Literatur' und ‚Geschichte der Weltliteratur', neben denen der kleine treffliche ‚Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte' nicht zu vergessen ist. Allenthalben bewähren sich hier die Eigenschaften des echten Historikers: erstaunliches Wissen, sichere Methode, klares, unbeirrtes Urteil, hoher geschichtlicher Standpunkt, vornehme und anmutige Darstellung. In der Fortsetzung zu Vilmars altbekannter ‚Geschichte der deutschen Nationalliteratur' und den beiden gehaltvollen Bänden der ‚Studien zur Literatur der Gegenwart' hat er seine feinfühlige ästhetische Erkenntnis, seine

hohe Sachlichkeit und seine reiche Kunst der literarischen Bildnismalerei auf das glänzendste bewährt und dem weitumstrittenen Gebiete des zeitgenössischen Schrifttums zugute kommen lassen. Und wie er sich um die Anerkennung und das Verständnis Hebbels, Ludwigs und Kellers zu einer Zeit, da das Publikum verständnislos, die tonangebende Kritik oft sogar feindselig diesen Großen gegenüberstand, unvergängliche Verdienste erwarb, so gilt insbesondere seine Biographie Otto Ludwigs mit Recht für das Muster einer schlicht sachlichen und zugleich tiefeindringenden Beschreibung eines Dichterlebens.

Der Drang, dichterisch zu bilden, regte sich in Stern sehr früh; es dauerte nicht lange, bis er sich selber fand. Er begann mit lyrischen und epischen Versdichtungen. Die meisten dieser Jugendprodukte sind vergessen und vom Dichter selbst gering geachtet worden. Der Anordnung der vorliegenden Auswahl folgend müßte ich zuerst von den ‚Gedichten' sprechen; doch wäre dies nicht ohne tieferes Eingehen möglich, wozu hier nicht der Ort ist. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß das überwiegend epische Talent Sterns auch der Sammlung seiner Gedichte zum guten Teil ihr vorherrschendes Gepräge verleiht. Die halb epischen ‚Monologe' sind vor allem schöne Belege von künstlerischer Reife und seelischer Belebung. Indes beherrscht der Dichter auch die Form des eigentlichen Liedes vollkommen. Klänge, die aus eigenster Empfindung quellen, innerlichste Erlebnisse versteht er als Lyriker in voller Unmittelbarkeit auszutönen. Gerade die anspruchslosesten seiner Lieder greifen ans Herz. Wonne und Weh des Daseins ist unserem Dichter reichlich beschieden gewesen, und wenn das Weh vielleicht vorwog, so gab ihm doch Gott das tiefe Glück, zu sagen, wie er leide.

Gedichte wie ‚Denkst du der Mondnacht kühl und klar‘, ‚Einen Kranz aus schlichtem Reis‘, ‚Wie ist das Leben bitter arm‘, ‚Wie der Sturm schon herbstlich rauscht‘, ‚Ich sah im Sonnenglanze‘, ‚Aus dem Laub im Baum‘, ‚Mit den letzten Rosen‘ und ‚Nachklang‘ dürfen dem Zartesten, Melodischsten und Tiefsten, was die neuere deutsche Lyrik geschaffen hat, zugezählt werden. Die granitenen Verse ‚Venedig‘, die Stern mir gegenüber als sein bestes Gedicht bezeichnete, erheben sich zu wahrhaft monumentaler Größe. Die Meisterschaft der Form, die Vollgehaltigkeit des Gedankens und das tiefe historische Verständnis, das diese Verse auszeichnet, befähigte ihn auch, eines der schönsten Gedichte zum Gedächtnis Bismarcks zu schreiben.

Mit einem kleinen lyrischen Epos ‚Sangkönig Hiarne‘ trat Stern zum ersten Male als Poet hervor. Freilich stand es zu sehr unter dem Zeichen von Tegnérs Frithjofssage, um eine starke Hoffnung auf selbständige Entwicklung des Epikers Stern zu wecken. Aber schon sein zweiter Versuch auf diesem Gebiete, ‚Jerusalem‘, durfte sich des Beifalls Hebbels und Otto Ludwigs erfreuen, und zwanzig Jahre nach jenem bescheidenen Erstling erschien der vortreffliche ‚Gutenberg‘, der ganz am Ende von des Dichters Laufbahn in ‚Wolfgangs Römerfahrt‘ einen ebenbürtigen Nachfolger erhielt. Mag sich beim Lesen des ‚Gutenberg‘ immerhin der fast zu große Bilder- und Gestaltenreichtum etwas verwirrend geltend machen, so ist er doch wie jener Spätling eine gedankenreiche, formschöne Dichtung, die eine bedeutende, menschlich ergreifende Handlung von vollem typischem Gehalt erzählt.

Eine erhebende, reinigende Kraft, wie diesem Epos, wohnt auch Sterns besten Romanen inne. Eine größere Teilnahme hat leider nur ein einziger erregt, die schöne

historische Erzählung ‚Die letzten Humanisten'. Worin das Werk sich von den sogenannten Professorenromanen unterscheidet, das ist der Umstand, daß nicht die Gelehrsamkeit, sondern Herz und Phantasie es geschaffen haben. Die Handlung dieses bedeutenden und durchweg fesselnden Buches spielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts am Strande von Rügen. Sie spiegelt den damals ganz Deutschland schädigenden Kampf der verknöcherten Orthodoxie gegen die freiere Weltanschauung des Humanismus wider und hält vom Anfang bis zum fast dramatisch packenden Ende den Leser in ununterbrochener Spannung. Die Charakteristik der Hauptpersonen, besonders des alten Magisters Theodosius Corvinus und des unglücklichen Pfarrers, in ihrer mannigfaltigen Abstufung ist mit großer Feinheit durchgeführt, und das kulturgeschichtliche Element tritt überall hinter dem poetisch menschlichen zurück. Nicht auf ganz gleiche Höhe vermag ich den zweiten historischen Roman unseres Dichters zu stellen, der den Schöpfer der ‚Lusiaden', den großen Portugiesen Camoens zum Helden hat. Niemand zwar, der diesen ‚Camoens' gelesen hat, wird in Abrede stellen, daß er ein tief empfundenes, an ergreifenden Einzelheiten und prachtvollen Schilderungen reiches Dichterwerk ist; doch dürfte vielleicht der menschliche Anteil an dem tragischen Geschick des unglücklichen Poeten bisweilen von dem bewundernden Erstaunen über die Kunst, mit der der Dichter uns fremdartige Zustände und Örtlichkeiten vorzaubert, überwogen werden.

Als die größte Leistung Sterns auf dem Gebiete des Romans erscheint mir der 1882 zuerst veröffentlichte zweibändige Zeitroman ‚Ohne Ideale'. Es ist ein Zeitroman, der immer zeitgemäß bleiben muß. Denn was der Dichter in diesem tiefen Werke, das nur im ersten

Teile stellenweise etwas an zu großer Breite leidet, mittels einer Reihe buntfarbiger, reichbewegter Bilder in packender Lebenswahrheit uns vorführt, das ist, um mit einem einsichtigen Beurteiler zu reden, der Kampf zwischen einer Weltanschauung, die Leben und Streben noch höheren sittlichen Idealen unterordnet, und dem kaltsinnigen, rein egoistischen Materialismus, der alle jene ideellen Leitsterne für überlebt und lächerlich erklärt und sich nur vom eigenen Vorteil im Tun und Handeln leiten läßt. Ein Problem also wird hier aufgerollt, das, solange Menschen auf Erden leben, neu bleiben wird. Tut nun auch vielleicht der Verfasser zu viel in Hervorhebung der Gegensätze und erhält dadurch die Darstellung etwas Schematisches und Absichtliches, so entwickelt er doch unstreitig gerade in diesem Werke eine höchst achtungswerte psychologische Kunst, mit der die Charaktere, von dem edlen Baumeister Erich Franke und der lieblichen Felicitas von Herther bis herab zu dem eitlen Klaviervirtuosen Arsakoff und dem kalt berechnenden Doktor Lohmer, entwickelt werden. Die Anschaulichkeit der Schilderungen von der strahlenden Farbenpracht des Lago Maggiore bis zu der erschütternden Katastrophe des Grubenunglücks und der Reichtum an fesselnden Einzelzügen und reifen Gedanken erhöht den Reiz des Buches, über das Gottfried Keller ein lesenswertes Urteil fällte. „Die erste Lektüre des ‚Ohne Ideale'", schreibt er, „war mir ein ununterbrochener, seltsamer, aus stofflichem und formalem Interesse gemischter Genuß, der auf der durchsichtigen, glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten bei allen idealen Tendenzen einerseits, die treffliche Komposition anderseits haben mich wirklich in Atem gehalten. Die Komposition gipfelt aufs beste

in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleute Felicitas und Erich vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert: während sich Felicitas in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung."

Zum Schlusse ist noch des Besten, was der Dichter Stern geleistet hat, zu gedenken, seiner Novellen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier die Vereinigung der Eigenschaften, die ihn zum wahren Poeten machen, am erfreulichsten zutage tritt. Mag man nach ihnen dem Dichter literargeschichtlich zwischen Heyse und Meyer oder zwischen letzterem und Riehl seinen Platz anweisen, gewiß ist, daß sie zu den lebensvollsten Gebilden gehören, die der poetische Realismus in Deutschland gezeitigt hat. Sie zeugen nicht nur von Sterns Formvollendung, Stimmungsreichtum, Gestaltungskraft und Darstellungskunst, sie ergreifen auch durch das warme Mitempfinden, das gesund und rein fühlende Herz, das ihnen das eigentliche Leben verleiht. Nicht alle stehen selbstverständlich auf gleicher Höhe. Die besten aber, von denen die vorliegende Ausgabe eine sorgfältig erwogene, nach der Entstehungszeit geordnete Auslese gibt, sind in ihrer Art kleine Meisterstücke. Erscheint die Handlung der ersten Erzählung ‚Vor Leyden' noch etwas romanhaft, der Konflikt noch nicht sehr tief erfaßt, so ist doch alles vortrefflich erzählt und die Szene des Wiedersehens zwischen Mutter und Sohn zu sicherer Wirkung ausgearbeitet. Weit bedeutender sind ‚Die Wiedertäufer', deren Handlung nur ein Jahr nach der Geschichte ‚Vor Leyden' (1575) spielt. Die Landschaft, das Moorland der unteren Ems, ist aus-

gezeichnet geschildert, die Charaktere sind voll Lebenswahrheit, der Gang der Erzählung spannt langsam, aber unwiderstehlich. Die Perle unter den kürzeren Novellen mit geschichtlichem Hintergrund ist ohne Zweifel ‚Die Flut des Lebens‘. Wie der junge Förster Erich Wallram in der stillen Waldeinsamkeit der nordöstlichen böhmischen Berge sich nach der Flut des bewegten Lebens sehnt und wie er unversehens in diese hineingerissen wird und sein eigenes Leben opfert, um das der Königin Elisabeth, der Gattin des „Winterkönigs“ Friedrich von der Pfalz, zu retten, das hat der Dichter zu einem Kleinod der Erzählungskunst voll tragischen Ernstes und wundervoller Stimmung ausgestaltet. Sehr spannend und frisch erzählt ist ‚Violanda Robustella‘, alles Schildernde ist vorzüglich gelungen, wogegen die Charakteristik nicht auf gleicher Höhe steht; den bedeutenden Hintergrund bilden, ähnlich wie in Meyers später entstandenem ‚Jürg Jenatsch‘, die blutigen Kämpfe der Graubünder Glaubensparteien im 17. Jahrhundert. Ganz anderen Charakter trägt die zart elegische Erzählung ‚Der neue Merlin‘, an der besonders die Widerspiegelung der weltfernen, einsiedlerischen Einsamkeit des Helden in der ganzen Formgebung bewundernswert ist. Noch höher stehen die Novellen des zweiten Bandes und unter ihnen ragen wieder hervor ‚Der Pate des Todes‘, eine mit unvergleichlicher Zartheit ausgeführte Seelenschilderung, ‚Das Weihnachtsoratorium‘ mit seiner herrlichen Mischung erquickenden Humors und herzlichen Ernstes und die wunderbar ergreifende ‚Totenmaske‘, wohl das Tiefste und romantisch Reizvollste, was dem Dichter gelungen ist. Die klar umrissenen Menschengestalten, die Fülle leuchtender Farbenpracht und der rein menschliche Vollgehalt dieser Prosadichtungen berechtigt meines

Erachtens wohl, sie den großen Mustern der ganzen Gattung anzureihen. Möchte das deutsche Volk eine alte Dankesschuld gegen den geschiedenen Dichter damit bezahlen, daß es den Wert der Gaben, die ihm hier gereicht werden, erkennt und sie liebevoll aufnimmt.

Gotthold Klee.

Gedichte

von

Adolf Stern

Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Dem Gedächtnis Margrets

gewidmet.



Träumt ich: des Grabes Friede,
Des Todes Schweigen schiede
Den Klang in meinem Liede
Nicht ganz von deinem Klang,
Wüßt' ich: ein Nachhall schwebte
Des Tons, der in dir lebte,
Auch noch um meinen Sang.

So hofft' ich das Gedenken
Der Welt auf dich zu lenken
Und ihr dein Bild zu schenken,
Voll Anmut, rein und schlicht,
So wähnt' ich zu behüten
Auch deiner Seele Blüten
In ewigem Gedicht.

Doch mahnend geht ein Schauer
Durch meiner Seele Trauer:
Nicht Licht noch Leid hat Dauer,
Wenn noch so treu gehegt,
Der Schimmer deiner Tage
Verblaßt, gleich meiner Klage,
So tief sie mich bewegt.

Wie, sonnenstrahlumzittert,
Auf Steinen, die zersplittert,
Auf Schriften, die verwittert,
Doch Rosen stehn in Glut,
Und Düfte, leis entsteigend
Der Blüte, mahnen schweigend:
Geliebt war, der hier ruht,

So mag mein Dichten gleichen
Den halberloschnen Zeichen
Auf Steinen, die verbleichen,
Mit Rosen überdeckt,
Wenn nur ein Hauch ihm bliebe,
Ein Hauch, der deiner Liebe
Gedächtnis wahrt und weckt!

Im Frühling 1900.

Inhalt.

Lyrische Dichtungen.

Seite

Lyrische Dichtungen.

Lieder und Träume.



Vorfrühling zwischen Bergen.

Unter mir die Waldung des Tals,
Vor mir die Gruppen der Tannen,
Die im Glanze des Sonnenstrahls
Moosige Felsen umspannen.

Über mir des Himmelsdachs
Blaue wölbige Runde,
Und von ferne das Rauschen des Bachs
Tief im felsigen Grunde!

Rings verschwindet das Wintereis,
Um mich fallen die Tropfen,
Ist mir doch, als hörte ich leis
Pulse der Erde klopfen!

Jedes Tropfens gelöster Kristall
Lockert die starre Rinde,
Und es kündet sein blitzender Fall
Nahende Frühlingswinde!

Hoch ob dem beschneiten Revier
Sonnt sich die zackige Fichte —
Tief im Herzen erstehen mir
Jubelnde Lenzgedichte!

Nimmer und nimmer vergeß ich den Tag.

Nimmer und nimmer vergeß ich den Tag,
So winterlich grau, so nebelumhüllt,
Wo ich einsam, krank und verlassen lag,
Die Seele von dunklen Träumen erfüllt.
Da bist du gekommen,
Leis und beklommen,
In hellen Gewanden, mit strahlenden Mienen,
Mir wie ein Engel des Lichtes erschienen.

Du tratest so lieblich vor mich hin,
Ich fuhr von den Kissen erstaunt empor,
Dein süßer Anblick berauschte den Sinn,
Dein leiser Gruß entzückte mein Ohr,
Bei jedem Worte
Sahst du zur Pforte:
Ob ich wohl ginge, ob ich wohl bliebe? —
So kämpftest du zwischen der Scheu und der Liebe.

Und wie ich die Hand zum Abschied bot,
Und streifte zitternd dein seiden Gewand,
Eine Blüte dunkel und purpurrot
Du ließest sie fallen in meine Hand,
Dein Haupt sank nieder,
Erhob sich wieder,
Ich fühlte den Kuß wie Heilung der Wunden,
Ich hielt die Blume — du warst verschwunden!

Die Abendglocken tönen am Rhein.

Die Abendglocken tönen am Rhein,
Der wonnige, sonnige, goldne Schein,
Der in den Wellen verschieden,
Ersteht im Herzen als Frieden!

Die Tale liegen duftig umblaut,
Was pochst du Herz so laut noch, so laut,
Als ob ein Sehnen dir bliebe —
Was wähnst du und träumst du von Liebe?

Ein heil'ger Becher ist dein Mund.

Ein heil'ger Becher ist dein Mund,
Dran zwei Rubinen strahlend winken,
Ich möcht' ihn leeren bis zum Grund,
Und Ruh und Frieden aus ihm trinken.

Wie Christi Tränen klar und rein
Aus des Vesuves Lava blühen,
So ist dein Wort ein Feuerwein,
Gereift an deines Herzens Glühen.

Ein Feuerwein voll milder Kraft,
Der Wahrheit Wort, das nie kann lügen,
O schenke mir den heil'gen Saft,
Laß trinken mich in vollen Zügen!

Es sank des Tages Schwüle.

Es sank des Tages Schwüle,
Im Dunkel strömt der Fluß,
Er sendet der Wellen Kühle
Auf feuchten Lüften als Gruß.

Die Fliederbäume wehen,
Sie streuen süßen Duft,
Der Mond will auferstehen
Aus blauer Wolkengruft!

Vorbei das Ringen und Tuen,
Gefangen liegt der Harm,
Und träumend darf ich ruhen
Der Nacht und dir im Arm.

Melusine.

Des Knaben Traum verläßt mich nicht,
Die Märe von der Melusine;
Mir ist, als wenn das Mondenlicht
Durch deine Fenster schimmernd schiene.

Ich schau hinein, violenfarb
Kost das Gewand um deine Glieder,
Die Lippen, drum ich flehend warb,
Ich seh sie dunkelblühend wieder.

Doch schwebt ein Lächeln drauf — bei Gott! —
Es liegt das Hassen und das Minnen,
Die Sehnsucht und der bittre Spott
In diesem einen Lächeln innen.

Und bangend frag' ich: Gilt mir das?
Dann muß ich dich auf immer meiden;
Gib ganze Liebe, ganzen Haß —
Doch nicht das Lächeln zwischen beiden!

Was stellst du mich auf Scheidewege?

Was stellst du mich auf Scheidewege
Und sprichst so hart von einst und jetzt?
Der echten Liebe, treu und rege,
Ward nie ein Markstein so gesetzt.

Ich hab' in mancher trüben Stunde
Den Tag der Trennung überdacht,
Doch ist in meines Herzens Grunde
Die Liebe immer neu erwacht.

Was könnt' ich tuen? — Wandern, streifen
Durch Weltgewühl und Menschenqual?
Nach bunten Schattenbildern greifen?
Mich bergen in ein dunkles Tal?

Am Ende käm' aus allem Streiten,
Von jeder Täuschung, jedem Glück,
Aus Weltgewühl und Einsamkeiten
Mein Sehnen doch zu dir zurück.

Und ob mich meine Füße trügen
Von Land zu Land, von Meer zu Meer,
Die Sehnsucht nach den teuern Zügen
Verließe doch mich nimmermehr.

Du magst im Augenblick, im bösen,
Mich von dir stoßen in die Welt,
Ich aber will das Band nicht lösen,
Das uns so fest umschlungen hält.

Du könntest mir vielleicht entsagen,
Ich aber ohne dich nicht sein,
Was du auch wähnst in dunkeln Tagen —
Ich war, ich bin und bleibe dein!

Wünsche nicht glücklich zu sein.

Wünsche nicht, glücklich zu sein,
Wünsche, du wärest stark —
Bete nicht um den Schein,
Bete um Kraft und Mark.

Schaue nicht träumend zurück,
Ringe und hoffe — ein Mann! —
Und du fesselst das Glück
Sicher in deinen Bann.

Daß bei der Schwäche es ruht,
Glaube den Toren nicht:
Nur aus der Sonne Glut
Strömt das unendliche Licht!

Dein Lieben wird mir zugewendet.

Dein Lieben wird mir zugewendet
Wie erster, holder Frührotstrahl,
Den niederwärts der Himmel sendet,
Und dem entgegenjauchzt das Tal.

Sei er ein Bote nun des Lichtes,
Das meines Lebens Zukunft füllt,
Hab ihn ein Nebelheer, ein dichtes,
Nach kurzen Stunden schon verhüllt,

So hat mir doch dein innig Neigen
Gescheucht der Klage trüben Laut,
Daß ewig mir die Nacht zu eigen,
Daß niemals ich den Tag geschaut.

Und möchten ferner mich umwinden
Die Gluten und das Licht zumal —
Nie werde ich sie so empfinden,
Wie jetzt den ersten Frührotstrahl!

Zum alten Hause.

Durch die Gassen bin ich geschlichen,
Wie das letzte Taglicht verblichen,
Zwischen der Nacht und dem Abendschein,
Mit der Erinnrung allein, allein.

Dachte, wie in Hoffnung und Bangen
Hundertmal den Pfad ich gegangen,
Bilder im Sinne, tief in der Brust
Erste Keime der Hoffnung, der Lust.

Ringsum grüßten in grauer Runde
Mich die Häuser zu nächtiger Stunde,
Mahnten an jene Tage mich,
Wo ich nicht vorüberschlich.

Wo ich im Sommersonnengefunkel,
Wie im Sturm und im nächtigen Dunkel,
Hastigen Schrittes den Weg geeilt
Und vor deinem Hause geweilt.

Siehe da stand ich! Die Schwellen und Stufen
Schienen mich lockend nach oben zu rufen,
Aber ich zögerte auf dem Stein
Mit der Erinnrung allein, allein.

Denn kein Ton deiner schmelzenden Lieder
Klang von droben mir heute hernieder,
Und im traulichen Zimmer das Licht
Strahlte durch dieses Dunkel nicht.

Lange, bange hab' ich gestanden,
Hob die Blicke, die unverwandten,
Zu den alten Fenstern empor,
Und die Tränen quollen hervor.

Heilige Tränenflut, löse und wasche
Aller der Irrung Staub und Asche
Von der Liebe, die hier erweckt,
Schirmend sonst mein Leben gedeckt.

Hätte ich jemals träumend vergessen
Dieser Liebe so unermessen,
Heute und hier, in der schweigenden Nacht,
Wär' sie auf dieser Schwelle erwacht!

Luisella.

1.

Denkst du der Mondnacht kühl und klar?
Im tiefsten Dunkel lag der Hag —
Doch in uns glüht es wunderbar,
Und mir im Herzen war es Tag!

Wir fuhren durch das nächt'ge Land
Und schienen auf der Welt allein,
Leis zitternd hielt ich deine Hand
Und scheute selbst des Mondes Schein.

Und ob du kalt nun auf mich siehst,
Ich sah dir doch ins Herz hinein;
Und ob du spröd und scheu mich fliehst —
In jener Mondnacht warst du mein!

2.

Wo ein schimmernder Falter fliegt
Denk' ich an jenen Grund,
Da ich dein Haupt im Arm gewiegt
Und dir küßte den Mund.

Wie ein gaukelnder Falter leicht
Flogst du im Sonnenstrahl,
Neckend, bis ich dich erreicht
Drunten im blühenden Tal.

Leuchtend golden war der Tag,
Hell und sonnig wie heut' —
Wieder hat ein schimmernder Hag
Blüten auf mich gestreut.

Um mich flattert im Blumenring
Blauer Falter ein Heer —
Nur den lieblichsten Schmetterling
Ihn erhasch' ich nicht mehr.

Wie aus dürstender Blüte dennoch dringt.

Wie aus dürstender Blüte dennoch dringt
Ein süßer erquickender Duft,
Aus verhallenden Saiten ein Ton sich schwingt
Und voll durchzittert die Luft,

So ringt sich aus Zweifeln, ernst und kühl,
Dir eigen geworden schon,
Das alte volle Liebesgefühl,
Der heilige Herzenston.

Doch sieh: der Duft verhaucht ins All,
Die Blüte stirbt in Glut,
Weit tragen die Winde den flüchtigen Schall,
Die Saite verstummt und ruht.

Doch Herzenstöne, heilig, geweiht,
Sie wecken die Sehnsucht, das Glück,
Sie rufen die alte selige Zeit
Der ersten Jugend zurück!

Und selige Gewißheit bricht
Durch aller Zweifel Not,
Und wieder Herz zum Herzen spricht:
Mein bist du über den Tod!

An Jone.

Gegrüßt, gegrüßt, ihr vollen Fluten.

Gegrüßt, gegrüßt, ihr vollen Fluten
Aus weitem, heil'gem Liebesmeer,
Gegrüßt, ihr Flammen und ihr Gluten,
Ich laß euch nimmer, nimmermehr;

Wer einmal von der Flut getrunken,
Wem von den Flammen nur ein Funken
Ins Herz gesunken, läßt euch nicht,
Strömt über, strahlt mit goldnem Licht!

Gegrüßt, o blaue Lenzeswonne,
O Sommerhimmel, goldig licht,
Gebt unsrer Liebe Duft und Sonne,
Laßt euer ewiges Gedicht
Ins hohe Lied der Gottheit rauschen,
Von Liebesgeben, Liebestauschen —
Die Welt, die Zeit, dahin, dahin —
Ein Sein, ein Herz, ein Kuß, ein Sinn!

Gegrüßt, o Herz, du heißes, wildes,
Zu dem das meine drängend spricht,
Wirf ab die Wucht des spröden Schildes,
Der vor der Liebe doch zerbricht,
Du kannst dich schützen nur im Geben,
Wir können nur im Sterben leben —
Mein Ich, dein Ich — dahin, dahin —
Ein Sein, ein Herz, ein Kuß, ein Sinn!

Hochflut.

Ich steh am Strom um Mitternacht,
Er drängt die Wogen, die vollen,
Durch steinerne Pfeiler mit Macht, mit Macht
Und wirft ans Ufer die Schollen.

Vom Bergland treibt die Hochflut her
Mit mächt'gem, wilden Rauschen,
Sie drängt hernieder, hinab zum Meer —
Ich muß dem Klange lauschen.

Im Herzen braust mir Hochflut auch,
Ich fühle die vollen Wellen,
Den mächtigen eiszersprengenden Hauch,
Das Drängen und Überschwellen.

Ich hab' dem vollen Klang gelauscht
Und frag' mich frohgemutet,
Woher der Liebesstrom gerauscht?
Wohin er treibt und flutet?

Er kommt, er kommt von dir daher,
Und will bei dir auch schließen —
O wunderbar, daß Quell und Meer
In eins zusammenfließen!

Vergessen.

Aus deinem Auge blitzend klar
Strahlt Licht so unermessen —
Ich hab' die Nacht, die draußen liegt,
Vergessen!

An deinem Busen ruh' ich süß,
Und Friede ist's indessen,
Ich hab' den Sturm, der draußen tobt,
Vergessen!

Aus deinem Munde hör' ich hold
Ein Wort, den Namen wessen?
Den meinen! — und ich hab' die Welt
Vergessen!

März.

Ich bin bei kühler Morgenluft
Am Strom hinabgegangen,
Noch liegt des Frühlings blauer Duft
Von Nebeln trüb umfangen.

Noch schmückt der März mit Reif die Flur,
Doch aller Zweige Beben,
Und fern im Ost ein Streif Azur
Verkünden neues Leben.

Ich schaute hin zum lichten Ost,
Um den die Nebel zogen,
Und mit dem Blick hat Mut und Trost
Die Seele eingesogen.

Ich dachte dein: denn drängen sich
Auch Nebel um mein Leben,
Ein Gruß von dir, ein Blick auf dich
Muß Licht und Klarheit geben.

Und wie im Ost der Azurblick
Dem Lenz gewiß verbündet,
So ist durch dich ein volles Glück,
Du Wonnige, verkündet!

Lenz.

Nun klingen durch die Wintergruft
Die Auferstehungsstimmen,
Und Sonnenglanz und Veilchenduft
Die blaue Luft durchschwimmen.

Nun lacht der Frühling siegesstolz
Mit goldnem, goldnem Strahle,
Die Knospe schmückt das dürre Holz,
Es schwillt das Grün der Tale!

Nun wird der trübe Sinn erhellt,
Die Schwermut, nachtumflossen,
Mir ist, als hielt die Blütenwelt
Durch dich mein Herz umschlossen.

So sicher sah ich nie im Grund
Am Hag die Knospen treiben:
Dich hält mein Arm, dich küßt mein Mund,
Und Frühling muß es bleiben.

Ich schau' in dein Auge voll Glanz und Glut.

Ich schau' in dein Auge voll Glanz und Glut,
Und wie ich hinunterseh',
Inmitten des heiligen Lichtes ruht
Ein altes finstres Weh.

Von Schmerzen ein versenkter Hort,
Viel Tränenperlen so schwer —
Kein Kuß und kein flüsterndes Liebeswort
Hebt sie zu Tage mehr.

So laß mein Lied ein Feuer sein,
Das dir im Herzen flammt,
Da schmelzen die Perlen von dunklem Schein,
Aus Tränen und Schmerzen entstammt.

Sie lösen sich, sie drängen empor,
Sie fließen glühend warm,
Die heilige Tränenflut quillt hervor,
Dich aber hält mein Arm.

Und jeden Tropfen, den du geweint,
Ihn küßt hinweg mein Mund,
Bis Licht und Klarheit dein Auge scheint
Zum tiefsten, tiefsten Grund!

Auf Erden wird kein Glück geboren.

Auf Erden wird kein Glück geboren,
Das gläubig nicht zuvor geahnt,
Doch ward auch keines je verloren
Im Sturme, plötzlich, ungemahnt.

So oft der Groll die Augen blendet,
So oft zwei Herzen er berückt,
Mahnt eine Stimme, gottgesendet:
Zerstöret nicht, was euch beglückt.

Den Klang der Liebe übertäuben,
Sobald ein Zweifel euch ersteht,
Es heißt den Diamant zerstäuben,
Nur weil ein Hauch ihn angeweht.

Zerschlagen hieße das, im Grimme
Die Perle, die ein Stäubchen deckt —
Und euch zu hindern wird die Stimme
In jeder Seele aufgeweckt.

Sie dringt hervor aus Herzenstiefen,
Sie mahnt an Tage goldig licht,
Sie spricht in Tönen, die da schliefen,
O Herz, verschließ das Ohr ihr nicht!

Über die lauschigen grünen Tale.

Über die lauschigen grünen Tale,
Über den rauschenden böhmischen Fluß
Send' ich tausend und tausendmale
Meiner Liebsten Gruß und Kuß!

Seh' ich schimmernd die Berge blauen,
Hell beglänzt vom sonnigen Licht,
Möcht' ich dennoch lieber schauen
Meiner Liebsten Angesicht!

Seh' die Fluren ich neu erwarmen
Und den Himmel so strahlend nun,
Liebste, möcht' ich in deinen Armen
Endlich, endlich wieder ruhn.

Geheimnisvoll in dunklen Stunden.

Geheimnisvoll in dunklen Stunden,
Erschließt, dem Herzen zum Gewinn,
Sich plötzlich längst verklungner Kunden
Und alter Mären tiefster Sinn.

Ich weiß zu deuten nun die Sage
Von einem Kleinod, dessen Glut,
Verdunkelnd selbst das Licht der Tage,
Im tiefsten Schacht verborgen ruht.

Und wem es schimmert, dessen Leben
Ist seinem Leuchten zugewandt,
Kann er's nicht frei zu Tage heben,
So bleibt zur Tiefe er gebannt.

Du hast das Kleinod! Seinem Strahle
Bin ich gebannt! So führe mich
Zu reicher Welt, zum stillsten Tale —
Doch nimmer, nimmer ohne dich!

Hell am Felsen die Quelle schäumt.

Hell am Felsen die Quelle schäumt,
Blitzend im Sonnenlicht,
Doch die Flut, die innen träumt,
Ahnst beim Quell du nicht.

Hell erglänzt das Gold im Schacht,
Funkelnd hier und dort,
Aber tiefer in Bergesnacht
Ruht ein ewiger Hort!

Hell, als ob der Lenz ihn rief,
Tönt ein Liebesgesang —
Doch wie meine Liebe so tief
Kündet nicht Lied, noch Klang!

Hat mich nächtig ein Traum nicht gewiegt?

Hat mich nächtig ein Traum nicht gewiegt,
Dem ich morgens glaube?
Endlich, endlich zur Heimat fliegt
Meine wilde Taube!

Flatterst du nicht mehr von Ast zu Ast?
Willst du endlich erwarmen?
Suchst du einmal Frieden und Rast
In des Liebsten Armen?

Ist vorüber die trübe Zeit,
Die dich mir genommen,
O so ruf' ich voll Seligkeit:
Sei willkommen, willkommen!

Nicht matter wird der Sonne Licht.

Nicht matter wird der Sonne Licht,
Weil Nacht die Erde hüllt,
Und schmettert auch die Lerche nicht,
Sie bleibt gesangerfüllt.

Verstummt einmal mein feiernd Lied
Und schweigt auf kurze Zeit:
Glaub nicht, daß auch die Liebe schied,
Die mich zum Sang geweiht.

Das Licht ersteht in Morgenglut,
Die Lerche jubelt neu —
Mein Lied, o Liebste, das geruht,
Du siehst, es blieb dir treu!

Mut, o Herz, verscheuche die Klage.

Mut, o Herz, verscheuche die Klage,
Nun uns schimmerndes Grün umlaubt,
Bringen werden die Sommertage,
Was die Stürme dem Lenz geraubt.

Müßten wir darum schon zagen und trauern,
Wenn die Veilchen im März nicht erstehn?
Wenn unter eisigen Regenschauern
Auch die Maientage vergehn?

Die Natur ist gerecht, und sie waltet,
Wie es Fluren und Herzen frommt,
Dreifach schimmernd und duftig entfaltet
Sich der Frühling, der spät erst kommt.

Aller Blüten würzige Hauche
Löst ein Lächeln des Sonnenscheins,
Veilchen am Boden, Rosen am Strauche,
Lenz und Sommer fallen in eins.

Und das Herz in lautem Entzücken,
Jubelt entgegen der wonnigen Zeit,
Wo uns die Blüten der Liebe schmücken,
Während die Frucht des Lebens gedeiht!

Du blickst mich an so klar und licht.

Du blickst mich an so klar und licht,
Mir aber ist zu Sinn:
Du bist es, und du bist es nicht,
Geliebte Zauberin.

Die Augen, die mein Herz berückt,
Ich kenn' sie gut genug,
Doch schau daneben, still beglückt,
Gar manchen fremden Zug.

So wie der Himmel hält zurück
Im Lenz die vollste Glut:
Gabst du nicht alles Liebesglück,
Das dir im Herzen ruht.

Ein Sehnen hat mich tief erfaßt:
Noch ist es nicht zu spät,
Gib, was du mir verborgen hast,
Und was dies Bild verrät!

Eine Rose glüht im Tal.

Eine Rose glüht im Tal,
Glüht in Märchenreichen,
Unter fremdem Sonnenstrahl,
Suchend ihresgleichen.

Während Schmelz und Blütenduft
Bei den Rosen allen
Frei verströmen in die Luft,
Wenn die Blätter fallen,

Schließt die eine, nimmer matt,
Ihres Duftes Wellen,
Ob auch sinke Blatt auf Blatt,
In geheimste Zellen.

Heilig in des Kelches Gral
Bleibt ihr Reiz behütet,
Wenn der Nordsturm durch das Tal,
In den Blättern wütet.

Niemand kennst du, dem in Ost
Solche Blume glühte?
Doch im eignen Leben sproßt
Uns die Wunderblüte!

Als blinkte ein Stern durch wolkige Nacht.

Als blinkte ein Stern durch wolkige Nacht,
Als schiene die Sonne im Ost,
Als wär' eine lockende Mailuft erwacht
In Winterschauern und Frost,

Als schimmerte wieder blau der Fluß,
Der trüb zu Füßen mir schleicht,
So wandelt mir die Welt dein Gruß,
Die Nacht und der Nebel entweicht!

Du kommst! Du kommst! und so frag' ich nicht,
Ob Winter decke den Grund,
Verheißt dein Auge doch strahlendes Licht
Und frische Blüten dein Mund!

Es fällt der Schnee so schwer und dicht.

Es fällt der Schnee so schwer und dicht,
Es treibt der Strom das Eis —
Der Frühling, Liebste, zeigt sich nicht,
Solang' er fern dich weiß!

Kein frisches Grün den Strom umsäumt,
Kein Knospen schmückt das Tal,
Und bis du kommst, o Herz, verträumt
Die Zeit der Sonnenstrahl.

Die frühste Lerche hält sich still,
Bis dich entzückt ihr Gruß —
Die Blume schläft, die blühen will
Erst unter deinem Fuß.

Der Himmel wird nicht blau allhier,
Bis dir sein Blauen frommt:
Drum kehr, o Liebste, heim zu mir,
Daß auch der Frühling kommt!

Alp-Ota.

Wie strahlte der Himmel so blau und heiß
Hoch über dem Felsenland,
Wie blendend schimmerte das Eis
Der riesigen Gletscherwand.

Wir blickten von der Klippe schroff
Hinein in die Mittagspracht,
Stumm war's — das Harz der Arven troff,
Die Zweige regten sich sacht.

Und wie der Blick vom Strom im Tal,
Der sprühend in Tropfen zerstob,
Sich wieder und wieder zum Sonnenstrahl
Auf leuchtenden Bergen hob:

Da strömte ins Auge die Fülle von Licht,
Und Fülle von Glück in die Brust,
Wir blickten uns an, wir sprachen nicht,
Und schauerten still vor Lust.

Nun steht im Wachen wie im Traum
Die schimmernde Alp vor mir,
Und holdere Wünsche weiß ich mir kaum
Als: wieder dort mit dir!

Mein bester, bester Kamerad.

Stets steiler, schroffer wird der Pfad,
Den ich zu lichten Höhen schreite,
Doch bleibst du treulich mir zur Seite,
Mein bester, bester Kamerad!

Jäh schwingt sich um des Glückes Rad,
Doch soll es nie uns ganz entrollen,
Solang' du liebend stärkst mein Wollen,
Mein bester, bester Kamerad!

Wie dünkt mich nichtig, matt und fad
Ein preisend Wort von deiner Treue,
Nur eines klingt mir stets auf neue:
Mein bester, bester Kamerad!

Längst kam der Frühling, Rosenpracht erglühte.

Längst kam der Frühling, Rosenpracht erglühte,
Tau, Sonne, Lenzduft — fühl' ich alles nicht? —
Wohl heg' ich einen Wunsch nur im Gemüte:
Daß neu mich labe deiner Lippen Blüte,
Daß neu erglänze deiner Augen Licht.

Doch fühl' ich jeden warmen Lenzhauch wehen,
Ich schaue gläubig nach dem lichten Tau,
Zu jedem Sonnenstrahle möcht' ich flehen,
Vor jeder Rose bleib' ich hoffend stehen,
Für dich, o Herz, für dich, vielsüße Frau!

Kann nicht der Lenzhauch stärkend dich umweben?
Der Strahl und Tau dir Jugendkraft verleihn?
Der Duft der Rosen nicht zur Ferne schweben
Und neue Rosen deinen Wangen geben? —
Ich schau' den Lenz: doch denk' an dich allein!

Nach Jahren.

1.

Ein letzter Vers, mein Herz, mein Lieb,
Auf deinen unbekannten Pfaden,
Von ihm, der dir so viele schrieb,
Von deinem besten Kameraden!

Ruh still und tritt in meinen Traum
Nur licht wie in den besten Tagen —
Und licht in meiner Seele Raum
Laß mich dein liebes Bildnis tragen!

2.

Sie schütten Blumen über mich her —
Mir ist die lichteste Gabe,
Die duftigste Rose, doch nichts mehr
Als Schmuck auf deinem Grabe!

Auf jeden Wunsch verzichte ich,
Tief heg' ich nur noch den einen:
Bevor ich mich bette neben dich,
Mich satt um dich zu weinen!

3.

Ein Kranz aus schlichtem Reis,
Dein geliebtes Edelweiß,
Von den Bergen hoch herab
Trug ich auf dein stilles Grab.

Wieder, stummer Kamerad,
Zog ich Alpenpfad auf Pfad,
Wie mit dir so oft zuvor,
Talentlang und bergempor.

Aber was ich sah und sann
Auf den Wegen — es zerrann!
Blumen nur vom Gletscherrand
Hielt ich fest in meiner Hand.

Und so bring' ich, ohne Laut,
Hell von Tränen übertaut,
Da dein Fuß nun rasten muß,
Deiner Berge letzten Gruß!

4.

Du, die schläfst im stillen Raume,
Über den der Efeu webt,
Du, die nur in meinem Traume,
Nur in meinem Herzen lebt,

Sende einen Gruß voll Milde
Aus der grünumhegten Gruft,
Sprich zu mir mit deinem Bilde,
Sprich zu mir im Hauch der Luft.

Unvergeßne, Frühverklärte,
Nimm mein Sein in treue Hut,
Starke, Tapfre, Leidbewährte,
Hauch ins Herz mir deinen Mut!

Kühle lind aus deinem Frieden
Meine Stirn im heißen Streit,
Jeder Kranz, der mir beschieden,
Bleibt, wie einst, auch dir geweiht!

Meta.

Hüte, hüte dich, Rose.

Wie die Blüte, die rosig licht
Glänzt aus der Blätter Schoße,
Strahlt in Jugend dein süßes Gesicht:
Hüte, hüte dich, Rose.

In des Auges schimmerndem Strahl
Birgst du selige Lose,
Birgst du herzverzehrende Qual,
Hüte, hüte dich, Rose!

Vor dem Wurm, der Blüten zersticht
Unter leichtem Gekose,
Vor dem rings gepriesenen Wicht
Hüte, hüte dich, Rose!

Lieber magst du im Sturm verwehn
Als im sumpfigen Moose,
Wie die Welt dir wünscht, vergehn,
Hüte, hüte dich, Rose.

Nur Gebete sind mir erlaubt,
Innige, wünschelose —
Gottes Segen schirme dein Haupt,
Hüte, hüte dich, Rose!

Gehst du an goldnem Sommertage.

Gehst du an goldnem Sommertage
Durch Täler frisch und sonnenhell,
So klingt ein Rauschen aus dem Hage,
Ein Lied vom fernen Waldesquell.

Und welcher Traum dich auch umfliege
Auf solchem grünumhegten Gang,
Du würdest, wenn die Quelle schwiege,
Vermissen doch den fernen Klang.

So hab' ich dir ein Lied zu bringen,
Das ganz dem Sang des Quelles gleicht,
Der kaum vernommen wird im Klingen
Und nur vermißt wird, wenn er schweigt.

Auch sollst du seinem Sinn nicht lauschen
An deiner Jugend goldnem Tor,
Nimm heut' dies Lied wie Wellenrauschen,
Nur leis berührend Herz und Ohr.

Doch wie vom Waldgang heimgekommen
Dich eine Ahnung wohl bewegt,
Als hättest du am Quell vernommen
Den reinsten Ton, den er gehegt,

So rufe auch in fernen Tagen
Dies Blatt erinnernd dir zurück,
Wie heiße Wünsche ich getragen
Für dich, o Holde, und dein Glück!

Rätsel.

Dein Reiz, der tränend manchen Blick verhüllt,
Dein Reiz, der sehnend manches Herz erfüllt:

Der uns beglückt wie Licht, wie Blütenhauch,
Wie holder Klang, löst mir ein Rätsel auch:

Ich weiß, warum ich grüßen noch den Tag,
Warum ich ringen, dulden, leben mag.

Weiß ich doch nicht, ob durch der Welten Zahl
Ein Strahl erglänzt wie deines Auges Strahl.

Ein Ton erklingt wie deiner Seele Klang —
Und bin darum vor andern Welten bang!

Vor heißem Strahl aus wetterdunklem Blau.

Vor heißem Strahl aus wetterdunklem Blau
Birgt, in des jungen Rosenkelches Falten,
Am Sommertage sich der Tropfen Tau —
Und hilft der Blume süßen Reiz gestalten:

So möchte ich, was mir im Lied erblüht,
Vor allem Staub und Wirrsal dieser Erde
Hinüberretten in dein rein Gemüt,
Daß es durch dich zu holdem Leben werde!

Im Misoccotale.

Rebenumkränzt und rosenumhaucht,
In die Lüfte des Südens getaucht,
Fülle von Blüten, Fülle von Licht —
Aber glücklich die Seele nicht.

Silbern schimmert der Wasser Schaum,
Üppig wölbt der Kastanienbaum
Schattige Zweige über mich —
Aber ich sehe und träume nur dich!

Siehe, mir ist die herrliche Welt
Nur ein Frühling, von Keimen geschwellt —
Daß in Blüten stünde das Tal
Müßte mir glänzen dein Augenstrahl.

Alle der Zauber, berauschend hold,
Dünkt mich ein Becher von leuchtendem Gold —
Aber den Wein auf seinem Grund
Müßte mir spenden dein rosiger Mund!

Wohl hast du Seele mir und Sinne.

Wohl hast du Seele mir und Sinne
In lichterlohe Glut gesetzt,
Doch nie mit einem Trunk der Minne
Die heißen Lippen mir genetzt.

Du glichst dem Quell in dunkler Sage
Der, wie ihm dürstend naht ein Mund,
Den Strahl, den er gesandt zu Tage,
Im Nu verbirgt im tiefsten Grund.

Und tief im Grunde hört dann rauschen
Der Schmachtende die Fluten hell —
Und bis zum Tode muß er lauschen,
Ob nicht zu Tage springt der Quell!
So muß auch ich mit stummem Flehen
Und darbend, dürstend nach dem Licht,
In dein verschleiert Auge sehen,
Daraus kein Blitz der Liebe bricht!

Im frühen Dämmerlicht erwach ich trauernd.

Im frühen Dämmerlicht erwach ich trauernd,
Denn wieder stand vor mir dein holdes Bild,
In deine Augen blickt ich wonneschauernd,
In meine Arme preßte ich dich wild,
Du sahst mich an, nicht duldend, nicht bedauernd,
Nein glücklich, strahlend, süß und liebesmild,
Und sehnend ruf ich — nun der Morgen graute,
Mich neidisch weckend! — deines Namens Laute.

Und draußen löst aus dichter Nebel Hülle
Der Lenztag sich, und mir nur strahlt er nicht;
Der Äcker Bruch, der Felsen grau Gerülle
Erglänzen hell im roten Morgenlicht,
Den Hag umrauscht des neuen Laubes Fülle,
Das üppig sich um morsche Stämme flicht —
Es taucht die Welt tief in des Frühlings Wellen,
Die neu verjüngend, duftig, sie umschwellen.

Mir aber ist erwacht die holde Sage
Von neuem Leben, hoffend wallt mein Blut;
Im Duft und Äther dieser Frühlingstage,
Im Frühehauch, in Morgenwolkenglut
Möcht ich mich baden, möchte Leid und Klage,
All mein Erinnern in der heil'gen Flut
Wie eine spröde, schnöde Hülle lassen,
Um dich beglückt und hoffend zu umfassen!

Nun legt die scheidende Sommernacht.

Nun legt die scheidende Sommernacht
Tauperlen dir zu Füßen,
Mit tausend Rosenaugen erwacht
Der Tag, um dich zu grüßen.

Nun such ich ein Lied vom Lenz beschwingt,
O Holde, zu deinem Preise,
Doch siehe, durch all meine Seele klingt
Die alte, die ewige Weise:

Du wandelst im Grün, so segn' ich das Tal,
Das schimmernd dich umkränzet,
Du wandelst im Licht, so segn' ich den Strahl,
Der dir zu Häupten erglänzet.

Mein Lied hat einen Klang nur und Hauch,
Den einen: Der Himmel behüte
Den Tau des Morgens, die Rosen am Strauch
Und dich, du duftige Blüte!

Dürft ich in deinen Locken wühlen.

Dürft ich in deinen Locken wühlen,
Dürft ich in ihrer blonden Flut
Die tränenheißen Augen kühlen —
Ein Tropfen wär's für meine Glut:

Doch wer verschmachtend liegt am Wege,
Der späht nach einem Blatt zuletzt,
Das einen Tropfen Tau nur hege,
Der ihm die Lippe flüchtig netzt!

Du blickst mich an und mildes Licht.

Du blickst mich an, und mildes Licht
Strahlt mir aus deinen holden Zügen,
Doch Frieden, seliges Genügen
Erfüllet meine Seele nicht.

Ich schau ins Auge dir hinein,
Von Glück und Leid zugleich durchschauert,
So wie der Todgeweihte trauert
In seines letzten Frühlings Schein.

Nur Lenz und blühend Leben ist
Dein Blick, dein Ton — doch schwer beklommen
Fühl ich, wie bald die Tage kommen,
Da du — für mich — gestorben bist.

Der Stern der Liebe glänzt auch dir,
Bald wird ob deinem Haupt er leuchten,
Dein Auge wird sich bräutlich feuchten,
Und dunkle Nacht ist über mir.

Du bist beglückt, doch du entschwebst
Für Welt und Himmel mir auf immer —
Drum fallen Schatten in die Schimmer
Der Tage, da du mir noch lebst!

Seit ich dich liebe, ward das Leben leer.

Seit ich dich liebe, ward das Leben leer
Und starrt gleich einer Wüste um mich her.

Das Nachts den Schlaf mir scheucht, dein Angesicht,
Verhüllt mir Tages Gottes Sonnenlicht.

Am Brunnen sitz ich tiefer stummer Qual
Und trinke stündlich seinen bittern Strahl.

In einen Abgrund schaue ich hinein,
So hohl, so lichtlos: niemals wirst du mein!

Doch ob ich Raum und Zeit und Ziel verlor
Durch dich allein, ich seh zu dir empor.

So schaut der Pilger, der im Sand versinkt,
Zum letzten Stern, der ob der Wüste blinkt!

Ich las in trüben Tagen.

Ich las in trüben Tagen,
In Stunden ohne Ruh,
In deinem Blick ein Fragen:
Wie lange zögerst du?

Ich las ein traurig Mahnen
Zu enden diesen Streit,
Zu meiden deine Bahnen,
Zu scheiden, da es Zeit.

Es steht kein Herd auf Erden,
Der dein ist und auch mein,
Ich kann nicht glücklich werden,
Und du — willst glücklich sein!

Auch wär ich längst geschieden,
Wie mir dein Blick bestimmt,
Wüßt ich, dir brächte Frieden,
Was mir den Frieden nimmt!

Nimm hin der Blüten frischen Kranz.

Nimm hin der Blüten frischen Kranz,
Ich nahm, ich bot sie ohne Wahl,
Scheint mir doch deines Tages Glanz
Zum letztenmal, zum letztenmal.

Die Rosen leuchten auch hinfort,
Und funkeln wird der Sonnenstrahl,
Ich aber höre nur das Wort:
Zum letztenmal, zum letztenmal.

Mein Mund verstummt und mein Gedicht,
So wie die Nacht sich senkt zu Tal,
Du aber wandle hoch im Licht
Viel tausendmal, viel tausendmal!

Wie ist das Leben bitter arm.

Wie ist das Leben bitter arm!
Für so viel Liebe, so viel Harm,
Für so viel Jahre, trüb verbracht,
Für so viel Nächte, schwer durchwacht:
Ein Gruß aus Tränen leis und matt,
Ein Druck der Hand, ein Rosenblatt!

Und doch — die Welle schwillt und treibt,
Wer ahnt, was kommt? wer weiß, was bleibt?
Ob mir nicht nah der Tag gerückt,
An welchem mich allein beglückt
Die welke Rose tief im Schrein
Und jener Tränen Widerschein!

Wie ein Mann an Stromeshelle.

Wie ein Mann an Stromeshelle
Trauernd steht und ungewiß,
Weil sein höchstes Gut die Welle
In die feuchte Tiefe riß.

Und er weiß: unwiederbringlich
Ist dahin, was drunten ruht,
Aber dennoch, unbezwinglich,
Bannt es ihn an jene Flut.

Also ich! In jener Stunde,
Die uns schied mit tiefem Weh,
Wußt ich in des Herzens Grunde,
Daß ich nie dich wiederseh.

Aber dennoch hält ein Wähnen
Mich im tiefgeheimen Bann,
Gleich als brächten heiße Tränen
Jemals wieder, was verrann.

Plötzlich, wie aus feuchtem Schimmer,
Strahlt dein lichtes Bild hervor,
Und die Seele glaubt es nimmer,
Daß ihr Kleinod sie verlor.

Zuletzt.

Der Sommer lacht vor meiner Schwelle,
Doch nicht in meiner Seele Raum.
Es hegt mein Herz, bei goldner Helle,
Vom Wiedersehn den Wintertraum.

Denn dich erblicken soll ich nimmer,
Und niemals fassen deine Hand,
Bis einst der letzte goldne Schimmer
Von deinen blonden Locken schwand.

Bis einst der holde Reiz zerstoben,
Der dir mein trotzig Herz gewann,
Bis alles, was der Lenz gewoben,
Der Herbst mit seinem Reif umspann. —

Und weil ich durch das Leben fahre
Im vollen Sonnenschein allein,
So träum ich über ferne Jahre
Mich in des Winters Glück hinein!

Nach Jahren.

Dein Auge hat mir nicht einmal getagt,
Da's tief um mich genachtet,
Du hast mir den Tropfen Wasser versagt,
Da ich am Wege verschmachtet.

Dem Himmel befehl ich dein Geschick,
Sei glücklich! — Ich aber bete,
Daß nicht vor meinen sterbenden Blick
Dein Bild, mich höhnend, trete.

Margret.

Lieder und Tagebuchblätter.



Wohl brach dein süßes Neigen.

Wohl brach dein süßes Neigen
Des Schmerzes dumpfen Bann,
Doch in mir ist ein Schweigen,
Das ich nicht deuten kann.

Ich weiß nicht, ist's Ermatten
Am wildverworrnen Lauf
Und geht, als Abendschatten,
Der großen Nacht vorauf?

Ich weiß nicht, ob es gleiche
Der Stille vor dem Tag —
Und ob es selig weiche
Bei Licht und Lerchenschlag?

Ich weiß nur, daß es milde
Die Zukunft mir verhüllt
Und doch mit deinem Bilde
Mein ganzes Herz erfüllt.

Du trittst so hold, mit leichten Schritten.

Du trittst so hold, mit leichten Schritten
In meines Lebens schwanken Kahn,
Dein süßes Lächeln scheint zu bitten:
Nun führe uns des Glückes Bahn.

Ich aber sehe wohl mit Stolze
Die Wimpel fliegen, doch mich preßt
Die Furcht: ist es nicht morsch im Holze,
Und ist mein Arm noch stark und fest?

Ich kann und darf nicht zögernd schwanken,
Wenn du mir lieb ins Auge schaust,
Ich muß aus tiefster Seele danken,
Daß du dich meinem Schutz vertraust.

Und doch — und doch — mir nagt im Marke
Ein schlimmes Wort, bei dem mir graut:
Ach hättest du die leichte Barke
Und ihren Herren nie geschaut!

Frühlingstrennung.

Und ob der Lenzhauch noch so lind,
Der mir die heiße Stirne rührt,
Ich weiß es doch, er wird zum Wind,
Der übers Meer dich mir entführt.

Und ob durch tausend Knospen quillt
Ein junges Leben, blütenvoll,
Ich weiß es doch: die Rose schwillt,
Die ich zum Abschied reichen soll.

Der Frühling ruft: Erwacht, erwacht!
Hinaus ins Leben drängt sein Wort —
Ich wollt', es bliebe Winternacht,
Und wir, o Liebste, träumten fort!

Nach London.

Erster Gruß ins ferne Land —
Sei er dir ein Gruß vom Glücke,
Und zur Heimat eine Brücke
Jeder Zug von meiner Hand!

Noch vom Hauch des Meeres matt,
Der in Wettern dich umflogen,
Siehst du brausen neue Wogen
Und das Meer der Riesenstadt.

Ob dein Auge mutig blickt
In ihr Rauschen, in ihr Grollen,
Aus der Meerflut, aus der vollen,
Schöpfst du nicht, was dich erquickt.

Einen Tropfen, rein und hell,
Send ich dieses Liedes Gabe,
Daß sich deine Seele labe
Aus der Liebe stillem Quell.

Wie der Sturm schon herbstlich rauscht.

Wie der Sturm schon herbstlich rauscht,
Blatt um Blatt die Farben tauscht,
Kürzer wird der Tage Lauf,
Keimen unsre Blüten auf.

Und sie glühen, duftgeschwellt,
Wenn das Laub, das rote, fällt,
Holder, leuchtender als je:
Rosen — Rosen tief im Schnee!

Nun schweigen alle Stimmen.

Nun schweigen alle Stimmen
Des Tages um mich her,
Goldwolken seh ich schwimmen —
Sie zogen übers Meer.

Daß still mein Herz sich füge
Der Ruhe ohne Laut,
Hab ich in deine Züge
Zur Gutenacht geschaut.

Dein Auge lacht mir heiter,
Ich segne treu sein Licht,
Und doch — mein Herz pocht weiter,
Mein Sehnen schlummert nicht.

Ich seh im Abendrote
Weit in die Welt hinaus —
Wann kommt ein Friedensbote,
Wann kommst du in mein Haus?

Nur einen Strahl.

Weil du Herz und Glück
Treu an mich gebunden,
Kehrt ein Wunsch zurück
Innig, tiefempfunden:

Mag des Himmels Wahl
Volles Licht dir spenden —
Mir nur einen Strahl
Deinetwillen senden!

Vor einem Bilde.

Ich saß für mich, mein Herz war schwer,
Es drang zu mir der Stimmen Schwirren,
Ein Keifen halb, und halb ein Girren,
Sie schwatzten eifrig, hohl und leer;
Die Lichter brannten immer trüber,
Mein Auge irrte durch den Raum
Nach kleinen Bildern wandhinüber
Und weilte dort im halben Traum.

Da sieh — mit einmal wacht ich auf
Und blickte fest auf eine Stelle:
Und Sonnenglanz und Morgenhelle
Und Wald und Berg und Stromeslauf,
Dein süß Gesicht, dein Lächeln milde,
Und deine Hand in meiner Hand —
Ach! alles strahlte aus dem Bilde,
Dem kleinen, an des Zimmers Wand.

Sie war's — gesegnet tausendmal! —
Die Stelle, wo vom Berg wir beiden,
Beglückt, nach langen Trennungsleiden,
Hinabgeblickt ins grüne Tal;
Mir zog durchs Herz ein Ahnen wonnig,
Der hohle Spuk ringsum verschwand —
Wann kommt ein zweiter Morgen, sonnig,
Wann stehn wir wieder Hand in Hand?

Friedensschluß.

Ach, ich kann den Streit nicht schlichten,
Der an meinem Herzen zehrt,
Ob mein Leben, ob mein Dichten
Deiner jungen Liebe wert.

Aber ehe sie verfließen
Goldne Tage, die du gibst,
Möcht ich vollen Frieden schließen
Auch mit mir, weil du mich liebst.

Ich hab dich nicht am Waldesquell.

Ich hab dich nicht am Waldesquell,
Im Hage grün und sonnenhell
Und nicht im Lenz gefunden —
Im Strom der Welt, im Irrlichtschein,
Sah ich dir tief ins Herz hinein,
Und ward dir treu verbunden.

Nun reiht sich traumhaft Tag zu Tag,
Und still um uns ergrünt der Hag
Und sproßt der Märchenzauber;
Es rauscht der Quell, die Sonne flirrt
Durchs Laub, und aus dem Laube girrt
Sein Lied der wilde Tauber!

Wir aber ruhn am grünen Ort
Und hüten fromm den goldnen Hort,
Den wir im Kampf gewonnen,
Der Strom braust fern, die Welt ist weit —
Gott schütz uns unsre Einsamkeit
Und unsern Zauberbronnen.

Mit Wilhelm Raabes „Wunnigel".

Und nun ich dieses Büchlein halte,
Wie selig überkommt es mich;
Es ist das Buch, das liebe, alte,
So zauberreich für mich und dich.
Es quillt hervor aus seinen Lettern
Erinnrungsglück, Erinnrungsweh —
Mit seinen Bergen, seinen Wettern,
Mit blauem Duft, mit Firnenschnee
Und mit des Weinlaubs roten Blättern
Bei Beaurivage der Genfersee.

Da steht vor uns, was unvergessen,
Neu lebt sie auf, die kleine Welt,
Das Licht, bei dem wir still gesessen,
Da unser Haus ein Wanderzelt.
Kein andrer kann es wissen, ahnen,
Was hell aus diesen Zeilen blickt,
Dich aber mag es treulich mahnen
An Tage, die uns Gott geschickt,
An junges Glück auf fernen Bahnen,
Das unsre Seelen voll erquickt.

Zum Geburtstag im Spätherbst.

Daß du in Nebeltagen,
Da rauher Herbst es war,
Dein Auge aufgeschlagen
So frühlingsklar —

Daß von des Herbstes Bilde
Nichts in das Herz dir kam,
Und du nur lenzesmilde,
Scheint wundersam.

Doch daß du, Liebste, handelst
Als wie vom Mai geweiht
Und mir zum Lenze wandelst
Spätsommerzeit —

Daß du vom goldnen Tranke
Der Hoffnung neu mir schenkst,
Mein Herz mit Liebesdanke
Zu deinem lenkst —

Das dünkt mich wunderbarer
Mit jedem neuen Jahr,
Als daß kein sonnenklarer
Tag dich gebar.

Ob ich je zum Lichte dringe.

Ob ich je zum Lichte dringe
Oder mit gelähmter Schwinge
Früh mich bette in der Erde,
Klanglos, und vergessen werde,

Dennoch will in hohen Weisen
Meines Lebens Tag ich preisen:
Schauen durft' ich helle Sonnen,
Schöpfen aus dem reinsten Bronnen.

Durfte fühlen, daß von Wunden
Echte Liebe läßt gesunden,
Daß sie schenkt aus tiefster Güte
Selbst der Jugend neue Blüte.

Läßt der Tag mich vieles missen,
Du, mein Lieb, mein Weib, sollst wissen:
Lohn des Lebens, Mut zum Leben
Ward mir reich in dir gegeben.

Zwei Blüten.

Ich sah im Sonnenglanze
Zwei Blüten, dicht geschmiegt,
Um die mit frischem Kranze
Das Laub, das dunkle, liegt.

Ich sah durchs Grün sie blinken,
Wie ist die Welt so groß!
Ich sah sie müde sinken,
Wie ist so weich das Moos.

Wär' uns dies Los zu eigen:
Ein Lebensstamm, ein Laub,
Ein Wiegen in den Zweigen
Und eine Rast im Staub.

Ich fahre hin in halber Nacht.

Ich fahre hin in halber Nacht,
Die Welt ist trüb, das Land ist grau,
Doch leuchtend, wo dein Auge lacht,
Dein Wort erklingt, o goldne Frau!

Du hast mir Trost und Glück
So überreich gegeben —
Nimm keinen Strahl und Hauch zurück,
Es geht um Heil und Leben.

In Morgenstille steht der Hag,
Um den der weiße Nebel braut,
Doch dein gedenkend wird es Tag,
Und Lerchenjubel schmettert laut;
O goldner Tagesschein,
O Lenz und Jugendschimmer,
Er kommt von dir, von dir allein —
O wahr' ihn mir für immer!

Wie sprühende Funken.

Wie sprühende Funken
Verstoben in Nacht,
Sind Sterne gesunken,
Die sonst mir gelacht.

Ihr Scheinen, ihr Prunken,
Ich misse es nicht,
Es hat sie getrunken
Ein einziges Licht.

Du weißt, wo es funkelt,
Du kennst seinen Quell,
Und bis es einst dunkelt,
Bewahr' es mir hell!

Ich sah im Schlummer Duft und Tau.

Ich sah im Schlummer Duft und Tau,
Ich schritt am Bache, lenzbeschäumt,
Erwachend schaut' ich Nebelgrau
Und Schnee, der frisch die Höhen säumt.
Der Tag ist trüb, die Luft ist rauh —
So hab' ich denn, geliebte Frau,
Von dir, von meinem Lenz geträumt!

Am Neujahrsmorgen 1888.

Eh noch die laute, wirr geschäft'ge Zeit
Gemüt und Feder, Liebste, mir entweiht,
Sei, wie ein Sternbild zwischen Tag und Nacht,
In reiner Stille dir mein Gruß gebracht.
Sind wir nur Kinder der Vergänglichkeit,
So sag ich treu: dich lieb' ich allezeit!
Doch sind wir mehr, so schließt dies Wort ja auch
Die Ewigkeit in seinen kurzen Hauch.

Du blickst von Felsenschroffen.

Du blickst von Felsenschroffen,
Bei wilder Wasser Strahl,
Hinab, und schimmernd offen
Liegt unter dir das Tal.

Du meinst den Hauch zu spüren
Der Blüten, dir vertraut,
Dich faßt mit frommem Rühren
Der alten Glocken Laut.

Du willst hinunterdringen
Auf Tönen und auf Duft,
Und schaffst im Traum dir Schwingen,
Besiegend jede Kluft.

Und wär's auch nur ein Wähnen,
Daß man zu Tal dich rief:
Du segnest unter Tränen,
Was dich beglückt so tief!

Ich fühl's an meines Herzens Pochen.

Ich fühl's an meines Herzens Pochen,
Und immer wieder faßt mich's bang,
Ein letztes Wort blieb ungesprochen
Schon jahrelang.

Ein Dankeswort — es will zutage,
Es ringt nach Lauten stark und mild,
Und sinkt zum Grund, in dem ich trage
Dein liebes Bild.

Es wird auf meinen Lippen liegen,
Wenn sich erfüllt mein letzt Geschick,
Bis dahin, Liebste, glänzt's verschwiegen
In meinem Blick!

Wohl führt mein Weg zu Tale.

Wohl führt mein Weg zu Tale,
Und Abend ward's im Land,
Doch bleibt mein Blick dem Strahle
Des Lichtes zugewandt.

Der Nachtwind regt sich leise,
Doch hört mein Ohr allein
Die tröstlich holde Weise:
Dein Herz, o Herz, ist mein.

Und ob es mählich dunkelt —
Mich dünkt die Nacht noch fern,
So lang dein Auge funkelt
Als hellster Abendstern.

Grenzen der Menschheit.

Sie träumen rings um uns von Lenzen,
Wie sie die Erde nie gekannt,
Und höhnen, daß in enge Grenzen
Wir noch gebannt.

Sie künden ein Geschlecht, das Äther
Und Wundertropfen nur sich schenkt,
An Brot und Traubensaft der Väter
Voll Abscheu denkt.

Sie hoffen eine Kraft, die Fernen
Wie Höhen spielend überschwebt,
Sie wähnen, daß zu andern Sternen
Ihr Flug sie hebt.

Sie schlagen unsre Götterbilder
In Trümmer, aber träumen frei
Von einer Zukunft, welche milder
Und reiner sei.

Sie fordern stündlich, daß der dumpfe
Leidvolle Schauer uns durchbebt,
Daß unsre Tage wir im Sumpfe
Noch hingelebt.

Und doch, o Liebste, schaut ihr Wähnen
Einst bettelstolz auf uns zurück,
So sei gewiß: auch dann gibt's Tränen
In Leid und Glück.

Auch dann nur heilt es Erdenwunden,
Daß voller Treue, voll Vertraun
Sich in das Herz zu guten Stunden
Vier Augen schaun.

Und ihren Göttern möge danken
Die Zukunft, wenn ihr nicht entrückt,
Was uns, in unsern engen Schranken,
So tief beglückt!

Am Abend.

Daß sich die Schatten länger streckten
Im Lebensweg, dich träf's nicht tief —
Wenn sie nicht auch den Schatten weckten,
Der in der eignen Seele schlief.

Du wähntest ihn im dunklen Grunde,
Drin alles Sein versinkt und schweigt,
Er aber lebt und wächst zur Stunde,
Da sich dein Tag zum Abend neigt.

Er droht den Rest von Licht zu saugen,
Der dich vom Morgen her durchschwellt,
Heil dir, wenn Licht geliebter Augen
Dein dunkelnd Herz dann neu erhellt!

Die Kraft, die selbst dem Sonnenschimmer
Zur Dämmerzeit nicht mehr gewährt,
Die Liebe hat sie ganz und immer:
Die Kraft, die Schatten dir verklärt!

Schwanenflug.

Wilhelmsthal, 5. September 1898.

Die Schwäne ziehen leise
— Ihr Fittich glänzt wie Schnee —
Die altgewohnten Kreise
Im traumhaft stillen See.

Mit einmal schlägt ein Klingen,
Ein Rauschen mir ans Ohr,
Auf leuchtend weißen Schwingen
Strebt dort ein Schwan empor.

Hoch in das Blau sich hebend,
Steigt er, ein lichter Aar,
Und, langsam niederschwebend,
Teilt er die Fluten klar.

Ich hab' ein Offenbaren
In diesem Bild gewahrt:
Von deiner wunderklaren
Lichtschönen Kunst und Art.

Sie hebt ihr hell Gefieder
Empor zu Glanz und Glut,
Und taucht die Seele wieder
In friedlich stille Flut.

Noch eben, Flügel breitend,
Rührt sie des Himmels Saum,
Durch leise Wellen gleitend
Wiegt sie das Herz im Traum.

Wie träumt' ich sonst, in sonnigen Tagen.

Wie träumt' ich sonst, in sonnigen Tagen,
Dich liebend immer höher zu tragen,
Du Krone, du Seele meines Gedichts,
Nun ward es Herbst und die Nebel jagen,
Und schwindelnd über die Wolken ragen
Die Höhen des Glücks, die Gipfel des Lichts.

Noch schreit' ich trotzig ihnen entgegen,
Doch fühl ich's leis im Herzen sich regen:
Die Ruhe am Wege sei wonniglich,
Und stärker faßt mich's, als müßte ich hüten
Den Quell im Grund und die Heideblüten,
Und Tage und Träume der Rast für dich.

Petersthal.

Ob ich's gelebt, ob ich's geträumt?
Ach, Herz, ich weiß es nicht —
Ich sehe Berge waldumsäumt,
Ich sehe goldnes Licht.

Ich fühle Morgenhauch im Tal,
Es blitzt im Tau der Hag,
Und hell, wie Tau und Sonnenstrahl,
Glänzt uns des Lebens Tag.

Mein Sinn ist froh, dein Blick ist klar,
Leis geht mit uns das Glück —
Und ob ich's träumte, ob es war,
Nie kehrt es mehr zurück!

Aus dem Laube im Baum.

Aus dem Laube im Baum
Nach der schimmernden Wolke,
Nach dem ziehenden Volke
Schaut der Vogel im Traum.

Golden leuchtet die Welt,
Über sich hört er sie klingen,
Doch er hebt nicht die Schwingen —
Ach er weiß, was ihn hält.

An sein Nestchen geschmiegt
Fühlt er sehnend die klare,
Wonnige Luft der Jahre,
Da auch er sich gewiegt.

Nun.

Ich habe dich über alles geliebt,
Du warst mein Wachen, mein Traum und mein Tun —
Und doch, wie arm ist, was Liebe gibt,
Ich weiß es nun!

Mit den letzten Rosen.

Die letzten Rosen in deine Hand
Leg' ich, in Tränen getaucht,
Weiß nicht, in welchem fernen Land
Ihr Duft dich nun umhaucht.

Weiß nur, daß meiner Tränen Tau
An jedem Blättchen hing,
Und daß ich gerne, o goldne Frau,
Statt ihrer mit dir ging!

Nachklang.

Du nahmst der Sonne hellen Schein
In deine Gruft, in deinen Schrein,
Die Ruh bei Nacht, die Lust am Tag,
Und meines Herzens vollen Schlag.

Oft träum' ich, daß du wiederkehrst
Und, was du nahmst, mir neu bescherst,
Du legst mit deiner kleinen Hand
Es still auf meines Lagers Rand.

Dann fahr' ich auf und rufe dich
Und weine nach dir bitterlich,
Und lausche zitternd, tief verstört,
Dem leichten Schritt, so oft gehört.

Ach er verhallt — wie ferne schon! —
Ich höre nichts als einen Ton —
Nur eine Weise, selig fromm,
Sie haucht mir leise: komm, o komm!

Traumlieder.

1.

Ein Winterhauch herab von der See,
Novembernebel, rieselnder Schnee,
Auf dunkelnden Wogen eisiger Schaum.
Ich seh es wallen und schweben im Traum,
Und doch — dazwischen lächelt der Tag
Und küßt die Rosen am sonnigen Hag.

Ein Klang schlägt an mein lechzendes Ohr,
Schwillt immer höher zum jubelnden Chor,
Der Klang, der meiner Seele frommt:
Die Liebste lebt, die Liebste sie kommt! —
Doch plötzlich wach ich, verhallt ist der Chor —
Nur heiße Tränen quellen hervor.

2.

Du Blitz am dunklen Himmelssaum
Was deutet mir dein Licht,
Was ist, das von ihr der Traum,
Mich süß durchschauernd, spricht?

Hat mir der Strahl die Gruft erhellt
Die mir zu Füßen starrt?
Und kam der Traum aus andrer Welt
Wo Sehnsucht meiner harrt?

Ein Ton.

Nun frag' ich schon seit Jahren
Den Himmel, Nacht für Nacht,
Auf welchem wunderklaren
Gestirn dein Auge wacht?

Die Rosen, die ich trage,
O Herz, zu deiner Gruft,
Sie schließen meine Frage
In ihren Schein und Duft.

Ich steh' am stummen Grabe,
Und lausche tief und viel,
Ob nicht ein Ton mich labe
Von deinem goldnen Spiel.

Ein Ton der Unvergeßnen,
Den hören wird mein Ohr,
Selbst aus dem unermeßnen
Gewalt'gen Weltenchor!

Ich träume, daß er klinge,
Wenn meine Stunde schlägt,
Und mich auf seiner Schwinge
Zu deiner Seele trägt!

Tagebuchblätter.



Schloß Baden.

Da liegt im Sonnenglanz dein Traum:
Die dunkeln Berge schwellen,
Fern blinken als ein goldner Saum
Des Rheines heil'ge Wellen.

So grün, so üppig liegt das Tal,
So duftig haucht's vom Walde,
So blendend gießt der Sonnenstrahl
Sein Licht auf Berg und Halde.

Strahlt nicht zu Häupten dir das Blau
In unermeßner Schöne?
Ruft nicht die erste Wonneschau
Ins Herz dir Jubeltöne?

Da liegt, was du ersehnt, geträumt:
Die dunkeln Tannen rauschen,
Des Rheines Flut ist lichtgesäumt,
Die fernen Berge lauschen.

Wo bleibt das Lied, das Hochgedicht,
Das du gelobt zu singen,
Nun Glanz und Frieden, Glut und Licht
In deine Seele dringen?

Still, Herz! Das Auge einer Braut
Sinkt stumm in Wonne nieder,
Der höchsten Freude ziemt kein Laut —
Auch wortlos gibt es Lieder.

Nur Mut, mein Herz.

Nur Mut, mein Herz! Ein Hochgefühl
Durchströme dich in dieser Zeit:
Du wirst nicht enden im Gewühl
Der gottverlornen Nichtigkeit.
O laß sie um den Schein sich plagen,
O laß sie treiben, laß sie jagen,
Bleib fest, mein Herz!

Du weißt nicht, ob ein Sonnentag
Dich aufwärts führt und himmelan,
Du weißt nicht, ob ein Wetterschlag
Dich niederwirft auf steiler Bahn;
Doch wag's um höchsten Preis zu werben,
Und nicht im Pfuhle wirst du sterben,
Bleib fest, mein Herz!

Ob dich des Glückes Schein umhüllt,
Ob Kampf um Kampf dein stetes Los,
Was liegt daran? nur gotterfüllt,
Nur öd' nicht, nicht begeistrungslos!
Such nur die echte Glut zu schüren,
Das andre mag der Himmel führen,
Bleib fest, mein Herz!

Robert Schumann.

1855.

Aus Tagen fern und altersgrau
Erschallt von einem Fels die Sage,
Der mitten aus der grünen Au
Zum Blau des Himmels düster rage,
Man flüstert, daß ein goldner Schein
Des Felsens dunkeln Grund verschöne,
Und zeitweis gäbe das Gestein,
Gleich Memnons Säule, süße Töne.

Die Sage zu Gehör mir kam,
So oft ich sonst im Freundeskreise
Von dir ein prüfend Wort vernahm:
Das sei, o Meister, deine Weise,
Du seist der Fels, so wie du bist,
Nur wenig Gold auf düstern Gründen —
Nie widersprach ich, aber wißt,
Ich will die Sage weiter künden:

Wer ahnungsvoll, dem Seltnen hold,
Den Schritt zum Felsen je gelenket,
Wer in das starrumfangne Gold
Den innern Blick mit Ernst versenket,
Dem schwindet bald das düstre Erz,
Er steht im Nu in lichten Gängen,
Es rauscht ihm hold durch Sinn und Herz
Ein Strom von wunderbaren Klängen!

Vor seinem Blick des Zaubers Reich,
Es liegt im Glanze ausgebreitet,
In tausend Farben, voll und weich,
Das Leben auf und nieder gleitet;

Hier Scherz und tolles Maskenspiel,
Dort Ringen aller starken Triebe,
Der Leidenschaften wirr Gewühl,
Hier süße, heilig stille Liebe!

Und über all der bunten Flut,
Die der Entzückte schaut und findet,
Die Schönheit auf dem Throne ruht,
Die solches Leben schafft und bindet;
Hier innen aller Glanz und Schmelz,
Und alle Klänge, alle Lieder — —
Nach außen grau und starr der Fels,
Er scheint und tönt nur hin und wieder.

So spricht die Sage! — Wenig nur
Erlauschten gläubig ihre Worte,
Und forschen nach des Goldes Spur,
Und schreiten, durch die Felsenpforte,
In deine Welt, o Meister, ein
In ihre lichtumfloßnen Bahnen,
Die meisten scheuen Fels und Stein,
Trotz aller Zauber, die sie ahnen.

An Franz Liszt.

1857.

Von deinem Ungarlande,
Vom Heideplan, vom Ried
Am Theiß-, am Donaustrande
Erklingt ein altes Lied,
Als ob hervor es stiege
Aus dunkler Sage Born:
Das Lied vom Horn der Siege,
Von Lehels Wunderhorn.

Ein Zauber war ihm worden:
Schwoll hell sein Ton hervor,
Die wilden Reiterhorden
Sie fuhren jach empor,
Es klang ein Ruf von oben,
Bei dem das Volk erwacht,
Und überscholl das Toben
Der heißen Männerschlacht.

Da lag der Feind bezwungen,
Eh' noch geklirrt die Wehr,
Von seinem Ton durchdrungen
Erbebte manches Heer,
Er war es, der dem Zorne
Des Helden Sieg beschied;
Und erst mit Lehels Horne
Verklang das Siegeslied.

Der Sage muß ich denken
Im Herzen heut' am Tag —
Man tät' das Horn versenken
Wohl 'einst, wo Lehel lag,
Doch, die sie nicht begraben
Mit anderm Waffentand,
Des Hornes Wundergaben
Verblieben deinem Land!

Ein Ton, dem Horne eigen,
Ist oft und oft erwacht,
Wenn die Zigeuner geigen
In lauer Mondennacht,

Wenn der Rakoczy brausend
Auf brauner Heide klingt
Und tausend, aber tausend
Mit wildem Mut beschwingt.

Doch einst, am selben Tage,
Den heut' mein Lied begeht,
Die Wundermacht der Sage
Zum Leben voll ersteht,
Und einem holden Kinde
Bringt guter Geister Schar
Zum Wiegenangebinde
Des Hornes Zauber dar.

Die Zeit war anders worden,
Blieb auch der Zauber schon,
Nicht mehr zu Schlacht und Morden
Rief nun des Hornes Ton,
Nun klang es beßre Lieder
Durch alle Lande hin,
Scholl silbertönend wieder
Und weckte bessern Sinn.

Nun rief's zu süßer Liebe,
Zu hohem Flug und Schwung,
Zu edelm Schaffenstriebe,
Zur Gottbegeisterung;
Und daß ich's keinem hehle
Das Lehelshorn jetzt heißt:
Des großen Künstlers Seele,
Des hohen Mannes Geist!

Die Zauber, welche schliefen,
Berücken neu das Ohr,
Du rufst aus Herzenstiefen
Zum Leben sie empor,
Und deines Landes Sage,
Sie knüpft in Zukunft sich
Nicht mehr an ferne Tage,
O nein: an heut' — an dich!

An Friedrich Hebbel.

1863.

I.

Dich hat ein Gott in frühen Jugendtagen,
Wo andern nur die Frühlingslüfte blauen,
Bestimmt, aus tiefster Nacht, mit frommem Grauen
Manch Weltgeheimnis an das Licht zu tragen.

Dir ward, gleich deinem Meisterbild, dem Hagen,
Ein Elfenauge, keinem Schein zu trauen,
Klar in das Herz, das Innerste zu schauen,
Und tief zu blicken, selbst wo Berge ragen.

Von grellem Blitzschein und vom Nordlichtsprühen
War sonst dein Pfad erhellt — doch frohgemutet,
Im Herzen ahnend heil'ge Morgenfrühen,
Hast du gerungen und im Kampf geblutet,
Bis sich der Nordlichtschein zum Sonnenglühen
Gewandelt hat, das golden dich umflutet!

II.

Du sankst dahin im freudigsten Entfalten,
Erfüllt vom Rätselspiel der Weltgeschicke,
Umgeben noch im Todesaugenblicke
Von bleichen Schatten mächtiger Gestalten.

Sie schwirrten um dich, suchten dich zu halten,
Daß deine Glut mit Leben sie erquicke,
Sie drängten sich vor deine letzten Blicke,
Um nun mit dir zu schwinden, zu erkalten!

Die Götter zürnen! Keiner soll vergleichen
Sich heut' mit Meistern aus beglückten Tagen —
Du strebtest rastlos, mutig, ohne Weichen
Dem höchsten Ziele zu, mit stolzem Wagen,
Weil sie gewußt, du würdest es erreichen,
So liegst du nun vom Götterblitz erschlagen!

An Malwina.

(Mit der zweiten Auflage des Gedichtes „Jerusalem".)

1866.

Wie faßt mich heut' ein seltsam Zagen,
Wie liegen Scheu und Stolz im Streit,
Da ich dies Lied aus frühen Tagen,
Dies Traumbild aus verrauschter Zeit,
Zum andern Mal hinausgeleite,
In stiller Hoffnung, daß die Bahn
Aus engem Kreise in die Weite,
Sowie dereinst, ihm aufgetan.

Doch wenn mein Blick mit frohem Sinnen
Auf Bildern frischer Hoffnung ruht,
Ich sah die Jahre nicht verrinnen
Und träumte stumm an ihrer Flut:
Und ob, gleich wie auf Alpenwegen,
Das Ziel stets weiter mir entrückt,
Ich schritt ihm rastlos doch entgegen,
Seit mich der erste Blick entzückt.

Wer mag den vollen Tag verträumen,
Weil kühler war der Morgenhauch?
Wer will des steilen Weges säumen
Gebannt vom ersten Blütenstrauch?
Wer zagt, wenn ihm nach heißen Mühen
Noch immer nicht der Gipfel nah,
Den er im Morgenstrahle glühen
Und dicht vor Augen glänzen sah?

Nein — wie von blauen Bergeszügen
Gelockt auf steilen Pfad empor,
Dahinten lassend das Genügen
Am Scheine, der beglückt zuvor,
So liegt zu Füßen mir seit lange,
Was dieses Lied noch halb erfüllt:
Die Lust am Schall, am bloßen Klange,
Am Schimmer, der den Kern verhüllt.

Noch war es nur ein erst Entfalten
Des Ernstes, den die Dichtung will,
Ihn ganz zu schauen, zu gestalten
War meine Welt zu morgenstill;

Vollendung träumte ich vergebens
Doch geht durch dieses Lied ein Drang,
Der mit dem Geiste vollen Lebens
Wie Jakob mit Jehova rang.

Ein Drang, der früh vom bloßen Spiele
Mit Reimen meine Dichtung schied,
Ein Drang, auch heut' noch fern vom Ziele,
Regt sich zuerst in diesem Lied!
Und weil erwacht in seinen Zeilen
Das Sehnen, das mich mächtig treibt,
So darf dein Blick darauf verweilen,
Wie viel ihm auch zu fordern bleibt!

Und du, Geliebte, wirst nicht fragen,
Warum ich gebe eben dir
Das Traumbild aus verrauschten Tagen,
So fern, so fremd dem Heut' und Hier?
An allem, was ich sonst errungen,
Was ich erstrebe, uns zum Heil,
Was mich erfüllt, was ich gesungen
Seit jenen Tagen, hast du teil.

Hätt' ich ein Lied dir bieten wollen,
Was mir gelingt zu dieser Frist,
So gäb' ich, statt dir Dank zu zollen,
Nur, was von dir empfangen ist:
Dies eine, drin die Stimmen schweigen,
Von allem, was ich danke dir,
Dies eine ist mir frei zu eigen —
Und auch dies eine nimm von mir!

Am Meere.

I.

Da steh' ich am grünen Waldessaum,
Zu Häupten wiegt sich ein Blütenbaum,
Doch vor mir rauscht und grollt das Meer,
Sturmwolken und Wetter drüber her.

Damit mich selige Ruh' umfängt:
Ein Schritt in die Büsche, dichtgedrängt,
Damit mich fasse des Todes Graus:
Ein Schritt nach den zürnenden Wogen hinaus.

Ans eigne Leben gemahnt mich's fast —
Todbringender Sturz, friedselige Rast,
Sie liegen, wie hier, beisammen nun,
Und den Schritt nur muß ich im Dunkel tun!

II.

Wie das Meer, vom grünen Strande gesäumt,
In blauer schimmernder Weite träumt,
Wie der Himmel herabglänzt auf die Flut,
Als hätt' er nur Sonnenlicht und Glut —

So zieht in die Seele, sonst wild erregt,
Ein träumender Frieden, und leis bewegt
Der Hauch der Liebe das Herz allein,
Wie die Woge zittert im Sonnenschein.

Viel wilde Stürme drohen der See,
Dem Herzen Kämpfe, unendliches Weh,
Doch die Meerflut spiegelt Himmel und Hag,
Und das Herz träumt ewigen sonnigen Tag!

Mittag.

Noch welken im Sonnenfunkeln
Die schimmernden Blüten nicht,
Doch alle die Rosen dunkeln,
Die morgens licht.

Noch lockt mit Blüten das Leben,
Noch strömt uns würzig ihr Hauch
Doch fühl' ich mit leisem Beben,
Sie dunkeln auch!

Schloß Winklarn.

1869.

Als hätte keines Hügels Welle
Und keines Waldes grüne Nacht,
Bis ich betreten deine Schwelle,
Du gastlich Haus, mir je gelacht,
Als hätt' ich nie auf frischen Matten
Geruht, so sehnend denk' ich dein,
Mit deiner Buchengänge Schatten,
Mit deiner Weiher blauem Schein.

Des Glückes heitre Bilder fließen
Mit deinen Bildern mir in eins,
Und hoff' ich Tage zu genießen
Voll Frieden und voll Sonnenscheins,
Regt sich von goldner Sommerhelle,
Von frischer Waldluft neu der Traum,
So trägt er auch zu deiner Schwelle
Und führt zurück in deinen Raum!

Der Fall von Paris.

1871.

Ein letzter Blitz, ein letzter Schlag,
Ein letztes, dumpfes Rollen —
Und durch die Wolken bricht der Tag,
Im Sonnenglanz auf Tal und Hag
Erstirbt der Wetter Grollen —
So rollet über Land und Meer
Die letzte Siegeskunde hehr,
Erträumt, erhofft, ersehnt, erfleht
In Zorn, in Tränen und Gebet:
Paris, Paris gefallen!
Wohl lauschen jubelnd Herz und Ohr,
Doch über jeden Siegeschor
Schwingt sich ein beßrer Klang empor:
Des Friedens Glocken schallen!

Hoch rauschen ob der Seinestadt
Des deutschen Aares Schwingen,
Zu Boden beugt sich, streitessatt,
Zum Tod getroffen, wund und matt,
Der Feind nach heißem Ringen.
Wohl braust die Kunde, donnergleich,
Durchs weite, neuerstandne Reich:
Der letzte Sieg, so schwer erkauft,
In Deutschlands bestem Blut getauft,
Er ist uns heut' gekommen —
Wohl flammt der Siegesfeuer Zahl
Von Berg zu Berg, von Tal zu Tal,
Doch höher, heller glänzt der Strahl
Des Friedens, der erglommen!

Vom Reich ins Heer, vom Heer ins Reich
Ein Grüßen heut', ein Klingen,
Ein Jubel, wortlos, überreich,
Ein Hoffen, hell und sonnengleich,
Will durch die Herzen dringen!
Bis in der letzten Hütte Raum,
Bis in der ärmsten Seele Traum,
Durch Deutschland hin, vom Fels zum Meer
Ein Dank, ein Jubel, hell und hehr,
Rauscht mächtig auf im Liede,
Und nach des Sieges Donnerklang
Erfülle sich der Herzen Drang,
Und mit des Segens Überschwang
Erwache, goldner Friede!

Dem Gedächtnis Kaiser Wilhelms I.

März 1888.

Wohl regt sich bei der Glocken dumpfem Klang,
Beim Schmerz des Volkes und im eignen Leiden
In mancher Brust heut' ein geheimer Drang,
Das kommende Jahrtausend zu beneiden,
Die ferne Zeit, in der das treuste Herz
In stolz Erinnern lösen darf die Klage,
Und wo des Kaisers Bild, in Stein und Erz,
Umwoben wird vom goldnen Licht der Sage.

Schon blitzt empor dies wundersame Licht,
Und angesichts noch unsrer warmen Zähren
Beginnt es leise Leben und Gesicht
Des kaum Geschiednen dichtend zu verklären;

Vor tausend Herrschern, die die Erde trug,
Vor tausend Helden, welche Sieg erstritten,
Ging durch des Kaisers Leben still ein Zug,
Dem Heldensage folgt mit lauten Schritten.

Einst wird sie klingen durch den Erdenkreis,
Und aller Sinnen werden nach ihr dürsten:
Die Wunderkunde von dem Jünglingsgreis,
Dem Schlachtensieger und dem Friedensfürsten,
In der verschmilzt zu einem Heldenbild
Der Knabe, der, ein Krieger, ritt im Toben
Der Barer Schlacht, der König, der den Schild,
Den leuchtenden, des neuen Reichs erhoben.

Und breiten wird sich um des Helden Streit,
Um seine Siege farbig-buntes Leben,
Der reine Traum von großer, goldner Zeit,
Die er der Welt und ihm die Welt gegeben,
Vergessen sein wird Mühsal, Last und Not,
Die redlich auch dies Heldensein getragen,
Von Glück und Glanz und Jugendglut umloht
Wird Kaiser Wilhelm durch die Zeiten ragen.

Und doch dies Einst, so strahlend, hell und hehr,
Dies Bild, das schimmern wird in tausend Jahren,
Was wär' es uns? Denn haben wir nicht mehr
In schlichter Wirklichkeit an ihm erfahren?
Quoll warmes Leben nicht aus jedem Tag,
Den wir geschaut, beglückt zu tausendmalen,
Und wären unsre Herzen heut' zu zag,
Mit tiefem Leid für hohes Glück zu zahlen?

Er weckte uns, die wir ihn selbst geschaut,
Der Heimat tiefsten Zauber im Gemüte:
Stark, männlich schlicht, im Lebenssturm ergraut,
Doch jugendfrisch, voll nie versiegter Güte,
Und ob er hoch und ehrfurchtheischend stand —
Die Herzen mußten ihm vertrauter schlagen,
Luisens Sohn, Karl Augusts Enkel band
Der Väter Tage mit den eignen Tagen.

Gewaltig sahn wir ihn, doch freudig mild,
Im höchsten Erdenglanze immer schlichter,
Wir wahrlich brauchen um des Kaisers Bild
Nicht erst der Heldensage Wunderlichter.
Uns ist dies Bild in jedem Zug geweiht,
Denn täglich ließ uns neu das Herz erwarmen
Der Siegesfürst, der fromm gescheut den Streit,
Der Herrscher, der ein Helfer war der Armen.

Und nun er schläft, so sei der Trauer Bann,
Der auf uns liegt, in einem nur gebrochen:
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann,
Für ihn, den Kaiser, sei es nicht gesprochen;
Weit über diese Stunden, tränenweich,
Hoch über dieser Trauerfahnen Wallen,
Muß er noch wirken für sein Volk, sein Reich,
Und — geb' es Gott! — noch wirken in uns allen!

Dem Fürsten Bismarck beim Eintritt in den „Bären“ zu Jena.

1892.

Der Jubel, den ein dankbar Volk dir weiht,
Der Blick der Ehrfurcht, der dein treu Geleit,
Der Blumen Duft und des Willkommens Wort,
Die hier dich grüßen, wie von Ort zu Ort,
Sie sprechen nicht, was uns durchschüttert, aus —
Hier aber spricht die Schwelle, spricht das Haus.

Dreihundertsiebzig Jahre sind enteilt,
Seit Luther hier in Reitertracht geweilt,
Dreihundertsiebzig Jahr kam Gast auf Gast,
Kein gleich Gewalt'ger hielt im Bären Rast,
Kein zweiter, dessen so sein Volk sich freut,
Vom Luthertage — bis zum Tag von heut'.

Heut' aber rauscht dir jedes Ehrenblatt,
Entsproßt in dieser alten Musenstadt,
In Wissenschaft, in großer Dichter Traum;
Sie sind ja Blätter nur am deutschen Baum,
Zu dem der Keim gesenkt auf Luthers Ruf,
Dem Baum, dem deine Hand die Krone schuf!

Im Hochsommer.

Hochsommertag und Sonnenbrand:
Der Ernte harrt das weite Land,
Wie blaut der Himmel hell und hehr,
Wie ist mein Herz so dumpf, so schwer!

Weh jedem, der den Lenz verträumt,
Und der den Tag der Saat versäumt —

Doch dreimal wehe dem, der heiß
Sein Land bestellt in Müh' und Schweiß.

Der ohne Rasten früh und spät
Voll frommen Glaubens ausgesät,
Und dem sein Feld, gewartet treu,
Nur Unkraut trägt und wirre Spreu.

Er schaut die Ähren, hohl und taub,
Die Halme tiefgebeugt zum Staub —
Sie ernten Garben weit umher —
Sein Blick ist trüb, sein Herz ist schwer.

Leben.

Der bebend um ihr Ja sie frug,
Er war ein starker, stolzer Mann,
Der selig auf den Händen trug
Die Glückliche, die er gewann.

Er hält sie noch mit freiem Mut,
Er trägt sie liebend, treugesinnt,
Doch leise fühlt er wie das Blut
Herab an seinen Händen rinnt.

Sie fühlt es auch: der Pfad ist hart,
Der Tag war schwül, der nun verstreicht,
Sie schmiegt in seinen Arm sich zart
Und hofft dem Keuchenden sei leicht.

Sein Odem stockt, es wankt sein Knie,
Doch lacht er ihr, die ihn umfing,
Denn Trost ist nur, daß er um sie
Die gleichen Wege wieder ging.

Es klingt mir eine Weise.

Es klingt mir eine Weise,
So fremd und doch vertraut:
Der ist am Ziel der Reise,
Wer dieses Ziel erschaut.

Nun steigt in meinem Traume
Wie in der Tage Lauf,
Im schlicht umhegten Raume
Ein grüner Hügel auf.

Ob ich durch Länder fahre —
Ich raste endlich hier,
Mein letztes Ziel, das wahre,
Ist doch nur neben dir.

Und weil, nach allem Ringen,
Nur dieses Los mir fiel,
Hör' ich die Frage klingen:
Warum nicht bald am Ziel?

Ines de Castro.

(Berliner Kunstausstellung 1891.)

I.

Ein mächtig Bild, in fremder Farbenglut
Und weithin leuchtend mit dem bunten Glanze,
Durch die davor gestaute Menschenflut.

Was ist's? Was soll's? Mit einem gold'nen Kranze
Prangt hoch zu Thron verschleierte Gestalt,
Vor ihr in Demut tief gebeugt ein Schranze.

Und hinter ihm — gehorchend der Gewalt —
Ein Schwarm Genossen, die für ihn erröten,
In deren Zügen Furcht und Scham sich malt.

Zur Seite sitzt der auf den Thron Erhöhten
Ein König, finster-streng ist sein Gesicht,
Er blickt auf seine Edeln, wie auf Kröten.

Aus seinen Augen strahlt unheimlich Licht,
Und grausam, höhnisch zuckt der Mund, der bleiche,
Was er gebot — die Ritter weigerns nicht.

Sie huld'gen unterwürfig einer Leiche
Im Kronenschmucke, ein erstarrt Symbol,
Daß über Tod und Grab Vergeltung reiche.

Schau recht nur hin, und du besinnst dich wohl
Der halbverklung'nen Kunde, die der Schule
Entstammt, und die dir nichtig ward und hohl:

Ines de Castro, Pedros Weib — als Buhle
Geschmäht und blut'gem Tod durch Mord geweiht,
Damit sie niemals säß' im Fürstenstuhle.

Sie ward, als kam des Gatten Herrscherzeit,
Der Gruft entrissen und zum Thron erhoben,
Im Tod noch Königin, nach heißem Streit.

Und all die Gegner, die ihr Tod geschnoben
Und sie gelästert, mußten bebend zeugen
Vom Ruhm der Leiche auf dem Thronsitz droben

Und sich, getret'nen Nackens, vor ihr beugen.

II.

Ein trefflich Bild und doch was gilt es dir?
Was soll dir alte Schuld, verscholl'ne Sache?
Was ist dir Ines? Wende dich von ihr.

Du schreitest weiter, doch der Blick, der wache,
Versagt dir plötzlich — und im halben Traum
Steht dir vor Augen König Pedros Rache.

Es drängt dich rückwärts zum verlassnen Raum
Und fesselt dich an jenes Bilds Erscheinung,
Die du gesehen — doch verstanden kaum.

Verstehst du nun die Züge voll Versteinung
Gewalt'gen Schmerzes, voll Vergeltungswahn?
Bedeutet's dies? War so des Künstlers Meinung?

Gleichviel! Dies Bild geht dich und manchen an,
Es kündet mehr noch als verklungne Sagen,
Und ein Historienstück, längst abgetan.

Erlebt ward's gestern, heut', in allen Tagen,
Von jedem, der mit stumpfem Weltlauf ringt,
Dem sie die Jugend quälen und erschlagen.

Das Wehgefühl, das dieses Bild durchdringt,
Will mit geheimer Mahnung dich umweben,
Du fühlst erschüttert, wie sie wiederklingt.

Wer kämpfend, schaffend und mit reinem Streben
Sein Leben gibt — vielleicht im Abendhauch
Mag er den Blick zum Siegesstern erheben.

Und herb geworden, zwingt er dann wohl auch
Die Welt, der armen Jugend noch zu huld'gen,
Die sie geschmäht, gequält nach altem Brauch.

Dann nahen, in der Maske der Geduld'gen,
Die schnöden Quäler, preisend jene Schöne,
Er aber blickt verächtlich auf die Schuld'gen.

Und plötzlich ist es ihm, als hätte Töne
Der Bleiche auf dem Bild und spräche laut:
„Daß ich die Brut bezwang und grausam höhne —

Ist doch zuletzt ein Sieg, bei dem mir graut:
O hätt' ich sie, hätt' ich die Jugend wieder!" —
Dir aber, der das düst're Bild beschaut,

Dir rinnt ein leiser Schauer durch die Glieder!

Der Gräfin Ebba Snoilsky.

Mit den „Ausgewählten Gedichten des Grafen Carl Snoilsky".
Rigi, August 1891.

Hochsommertag, und über mir im Blauen
Der Tannen Wipfel und gezackt Gestein,
Jungfrau und Mönch und Finsterahorn schauen
Mit weißen Häuptern ins Gemach herein,
Tief in der Bucht des Sees die Nebel brauen;
Tief saugt die Brust den Hauch der Berge ein;
Tief weiß das Herz: das Glück ist keine Sage,
Doch kommt es selten nur, an gold'nem Tage.

Und wie ob Matten ich und Felsenriffen
Beseligt weile, faßt Erinnern mich,
Das Bild, das wundersam den Blick ergriffen,
Das Glückgefühl, das meinen Sinn beschlich,

Die hellen Wolken, die nach Norden schiffen,
Der reine Lufthauch — alles mahnt an dich!
Die lichte Stunde, die mich heute segnet,
Weist auf die licht're, da wir uns begegnet.

Schon Mittag war es, still verzichtend schritten
Wir durch des Weges Staub hinab zum Grund,
Wir hatten viel gestritten, viel gelitten,
Das Herz sprang nicht mehr leicht empor zum Mund
Wer sucht noch Freundschaft in des Tages Mitten?
Wer träumt in dunkler Zeit von lichtem Fund?
Und dennoch gab ein Gott, daß wir uns schauten,
Daß wir, die Schritte hemmend, uns vertrauten.

Und nun das Licht von deines Herdes Gluten,
Das mir im Blick lebt, gold'nen Widerscheins,
Und nun die Stunden all, die reichen, guten,
Da wir beisammen saßen, vier als eins,
Und nun der Hauch aus vollen Geistesfluten,
So köstlich, wie die Düfte edeln Weins,
Und nun Erkennen, Tauschen, rein Genießen,
Und deiner großen Seele voll Erschließen!

Das war kein Traum, der mit dem Tag entschwunden,
Kein Klang, der flüchtig in das Nichts verscholl,
Und als ein Zeugnis unvergess'ner Stunden,
Da uns der reinste Born des Lebens quoll,
Nimm diese Lieder, die ich nachempfunden,
Von deines Dichters edelm Geiste voll,
Im Doppelsinne, Freundin, dir gehörend,
Und gold'ne Zeiten uns heraufbeschwörend.

An Johannes Brahms.

(Beim Adagio des H-moll-Quintetts Op. 115.)
1893.

An einem Sonntag, da Gottes Zorn
Erlosch in seiner Gnade klarem Born:

Hub er empor, auf Schwingen golden rein,
Ein Paar von Seelen, zu des Himmels Schein.

Ob sie erlöst der höchsten Liebe Strahl
Aus Höllenabgrund oder Erdenqual —

Sie wußtens nicht und achtetens gering,
Da seliges Genügen sie umfing.

Ein leis Erinnern nur entschwund'ner Pein
Quoll in die Wonnen ihres Flugs hinein.

Sie schwebten aufwärts mit der Wolken Zug
Im Morgenhauche, der sie höher trug.

Sie fühlten innig still, daß sie befreit,
Sie schauten Licht und laut're Seligkeit.

Sie tranken aus dem Strom des ewg'en Taus,
Der welterfrischend fließt am Rand des Blaus,

Der nur in Tropfen fällt vom Himmelssaum
In eines Dichters, eines Künstlers Traum,

Von dem ein Tropfen auch dein Herz durchdrang
Und dir, o Meister, sich verklärt zum Klang!

Sonnenuntergang.

Wer zögernd an des Waldes Rand,
Auf den sich Nacht senkt, steht,
Indes im freien Hügelland
In Wolkenglanz und Purpurbrand
Die Sonne niedergeht:

Ihm rinnt ein wundersam Gefühl
Vom Scheitel bis zum Schuh —
Und war der Wandertag auch schwül,
Die Waldnacht dünkt ihm doch zu kühl,
Zu tief die Waldesruh.

Er starrt mit Tränen in die Pracht,
In der der Tag verloht,
Und wendet sich und schreitet sacht,
Taucht schweigend in die tiefe Nacht
Und hofft kein Morgenrot.

Venezia.

Sie saß am Meere, ein Jahrtausend lang,
Sie wuchs, sie träumte bei der Wogen Sang.

Geheime Schönheit, fernem Ost entschwebt,
Hielt sie mit wundersamem Reiz umwebt.

Doch auch des Meeres mitternächtig Graun
Lag, wie ein Duft der Flut, um ihre Brau'n.

In ihre Wiege legte eine Fee
Die Zaubergabe: daß sie schön im Weh.

Daß sie, die einst geglänzt im Krongeschmeid,
Bestrickend blieb auch noch im Bettlerkleid.

Daß jede Falte, die sie, gramversteint,
Im Antlitz trägt, noch wie ein Reiz erscheint. — —

So ruht auf ihr bis heut' der Duft, der Schein,
Doch traurig starrt sie in die Flut hinein.

Und lange prüft sie jeden Schmerzenszug,
Und bange fragt sie, ob noch Reiz genug?

Und dunkel träumt sie, daß ein Tag wohl kommt,
An dem die Zaubergabe nicht mehr frommt!

Zu Festen.



Die neuen Rolandsknappen.

Allegorisches Spiel beim Künstlerfeste zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld.

(Park zu Siebeneichen, 3. Juli 1862.)

Szene.

Rechts und links Wald. Im Hintergrund eine Burgmauer mit drei Toren. Das mittlere vergittert; hinter demselben die gefang'ne Kunst.

König Lenz

(mit Gefolge von Blumengeistern tritt auf).

Der Strom treibt lichte Wellen, die Berge steh'n in Blau,
Auf junger Blätterfülle glänzt Sonnenschein und Tau —
So weit im Lande waltet mein Szepter, der Blütenzweig,
Will ich nun Umzug halten durch meiner Fluren Reich.

Durch weiche sonnige Lüfte kam ich mit meiner Schar,
Es brachte Blüten und Düfte die Flur als Opfer dar,
Und eh' ich weiter schreite, im Waldgrün licht und neu,
Begrüß' ich die Vasallen, die ewig mir getreu!

Wohl jubeln rings die Toren: Der Lenz verliert den Thron,
Er herrscht nur kurze Wochen — sie wähnen mich entfloh'n,
Sobald die Blüten welken: doch ihr, Getreue, wißt,
Daß keins von allen Reichen so ewig als meines ist!

Ich walte licht und sonnig, wo Freude grünt und blüht,
In jedem Menschenherzen, das hold in Liebe glüht,

Ich walte in jeder Seele, die frei zum Lichte strebt,
Ich herrsche, wo echte Jugend in Kraft und Frische lebt.

Hab ich ins Herz geschlossen, was mir getreu verblieb,
Die Kunst und ihre Genossen sind mir vor andern lieb,
So grüß' ich jubelnd alle, die heute hier vereint,
Und denen meine Sonne der ewigen Jugend scheint.

Sie schimmert dauernd prächtig, es strahlt ihr gold'ner Schein
Erquickend und erwärmend durch alles Menschensein,
Sie weckt den Mut des Lebens, befreiend Herz und Brust,
Sie glänzt den selt'nen Tagen voll harmlos frischer Lust!

Heut' soll sie uns bescheren der Freuden doppelt viel,
Es gilt der Kunst zu Ehren ein lustig=ernstes Spiel.
Noch schleichen mir im Rücken Gestalten, halbverhüllt,
Die gegen Lenz und Jugend mit Groll und Haß erfüllt.

Sie schleichen dort im Hage! Wohl hab' ich sie erkannt,
Gespenster am Frühlingstage: ich weiß, wie man euch bannt!
Schon nahen sich im Grunde der besten Knappen drei
Mit jugendlichen Schritten; sie schauen keck und frei!

Drei Junker von gutem Wappen: Tat, Wahrheit, Phantasie;
Es rühmte sich bess'rer Knappen ein wackrer Streiter nie;
Was sie beginnen wollen, was sie vollbringen trau'n,
Und wem sie endlich dienen, sollt ihr mit Augen schau'n!

(König Lenz zieht mit seinem Gefolge nach rechts ab.)
Hinter der Burgmauer tauchen Zopfgestalten auf, sehen mit allen Gebärden des Schreckens dem Frühlingszug nach, andere lugen aus den Büschen; von links kommt:

Riese Zopf.

Wer naht sich meinem Schloß mit solchem Schabernack
Und dummen Mummenschanz, ganz ohne Hofgeschmack?

Wer hat die Gärten hier, die kunstreich angelegt
Im Stile von Versailles, und die ich wohlgepflegt,
Im Nu verwandelt frech? O weh, mein Herzensstolz
Ward ganz gemeiner Wald, ward grünes deutsches Holz;
Der tolle bunte Zug hat jede Zucht zerstört,
Mir scheint, es ward die Welt durch jenen Fant empört,
Der dort vorüberzog, nur zu, ich halte Stand!
Vergißt die Welt bereits, daß ich sie überwand?
Daß ich sie tiefgebeugt, bis sie im Staube lag,
Daß ich allmächtig bin, bis heut', bis diesen Tag?
Wer lebt im Erdenrund, dem ich nicht obgesiegt,
Bis auf das Frauenbild, das dort in Fesseln liegt!

(Auf die Kunst, am Gitter des Tores hinblickend.)

Die freilich zwang ich nicht, doch hab' ich sie geraubt
Und halte sie versteckt — die ganze Menschheit glaubt,
Daß auch die Kunst mir dient — seit Jahren zeig' ich ihr
Die wohlgeschulte Kunst, Stiefschwester dieser hier!
Einst schnöd zurückgesetzt durch Mißgeschmack und Trutz;
Der Menschheit Göttin jetzt, in meinem starken Schutz!

(Nach links schauend.)

Wer langt im Grund dort an? Wer prüft so keck mein Schloß?
Ihr Diener, kommt heran! Herbei der ganze Troß!

(Zopfriesen und Zopfgestalten stürzen auf den Ruf Zopfs von den Seiten herbei. Unter ihnen auch die Afterkunst, die Doktoren Zweifel, Historikus und Kritikus.)

Umgebt die Tore dort! Habt der Gefang'nen acht!
Nur Narren wagen noch zu trotzen meiner Macht!

(Sich zu den Seinen wendend.)

Greift uns dies Häuflein an — wir schützen Schloß und Tor,
Ihr aber, edle Frau, ihr Herrn, versucht zuvor

Die Kecken, die sich nahn, zu scheuchen mit dem Wort,
Schon mancher zog herbei, ihr triebt sie alle fort!
(Geht nach dem Hintergrunde, wo er am Burgtor neben dem Drachen Platz nimmt. Alles Gefolge ist am Schloß gruppiert, als die Rolandsknappen im Vordergrund auftreten.)
(Die Knappen rasch in den Vordergrund eilend, dem mittlern Burgtor gerade gegenüber.)

Erster Knappe.

Steht still! Ich glaube, wir sind am Ort!
Ihr seht die Zinnen des Schlosses dort,
Es reiht sich dreifach Tor an Tor,
Und Schauergestalten liegen davor,
Halb Drachen und halb Vogelscheuchen!
Steht still! Wir brauchen nicht weiter zu keuchen!

Zweiter Knappe.

Ob dieses Weges könnte ich fluchen,
Auf keinem Pfade irrt ich so viel.
Jetzt glaub' ich selbst, wir sind am Ziel
Und haben nicht nötig, weiter zu suchen!

Dritter Knappe.

Gewiß, dies ist das Schloß am Hage,
Von welchem uns erklungen die Sage,
Daß Zopf, der allgewaltige Riese,
Die echte Kunst, die hohe Frau,
Gefangen hält im Burgverließe,
Von Waldluft fern und Himmelsblau!
Er will sie zwingen, die Natur
Und ihre Freiheit abzuschwören,
Seit Jahren aber zeigt er nur,
Um tausend Augen zu betören,

Ein Afterbild, dem alle dienen,
Die sich dem Reich des Zopfs gefügt —
Uns ist das Bild der Kunst erschienen,
Wie sie in schnöden Banden liegt,
Entschlossen sind wir ausgezogen
Und hoffen kühn sie zu befrei'n. —
Schaut, Brüder, dort am Toresbogen,
Das muß die Heißersehnte sein!
(Die Kunst zeigt sich vorübergehend am Gitter.)

Zweiter Knappe

(das Schwert ziehend).

Dann frisch! Das Schloß im Sturm genommen!
Die Spukgestalten sind nur Dunst!

Die Zopfkunst

(aus dem Gebüsch hervortretend).

Ihr Herren, ich habe euch vernommen,
Ihr suchtet mich, ich bin die Kunst!
Ich bin die Kunst, wer mich nicht gleich erkannt
Hat keinen Gusto und genialischen Verstand,
Hochmächt'ge Fürsten, Kavaliere, wohlgelahrt,
Sie preisen stündlich meine Trefflichkeit,
Wer meiner Diener große Zahl gewahrt,
Der rühmt mich baß und schwört: zu keiner Zeit,
Seit Alexander und Apell verstorben,
Hätt' ich so hohen Preis und Glanz erworben!
Nichts fehlt mir, als in jungen Armen
Mich zu verjüngen, zu erwarmen,
Ihr solltet mich so heiß umfangen
Wie Rolands Knappen Mutter Drude!

Erster Knappe.

Fürwahr ein schauerlich Verlangen,
Viel lieber läg' ich hier im Blute!
Du wärst die Kunst? Schäm' dich der Lüge!
Wann war die wunderholde Frau
So ledern, runzlig, dürr und grau
Und hatte so verzerrte Züge?
Heb dich von dannen! Unser Pfad
Ist ziemlich kurz und schnurgerad.
Hier wird das Warten schon zum Zagen,
Zum Schlosse hin und losgeschlagen!
(Die Doktoren springen hervor.)

Doktor Zweifel.

Halt an, halt an, ihr jungen Herrn!
Ihr wagt umsonst das frische Leben,
Wer von uns allen möchte gern
Für nichts sein wertes Dasein geben?
Schaut doch des Riesen große Macht,
Die Zöpfe all aus allen Landen,
Die stets einander beigestanden,
Dort stehen sie, bereit zur Schlacht!
Am Tore liegen grimme Drachen,
Vergiftet ist ihr scharfer Zahn,
Die Langeweile packt euch an,
Der Ungeschmack hat weiten Rachen!
Ihr könnt den Riesen nicht besiegen,
Ihr müßt verbluten, müßt erliegen!

Doktor Historikus
(im Kathederton).

Und wenn ihr auch den Sieg erringt,
Ihr hättet euch umsonst bemüht,

Die Kunst ist tot, die einst geblüht,
Sobald ihr an das Licht sie bringt,
Glaubt ihr im Ernst das Tote zu verjüngen?
Seht und ermeßt, begreift ihr nicht,
Daß purer Wahnsinn aus euch spricht?
Lernt doch Historie vor allen Dingen!
Auch müßtet ihr wählen besseren Tag
Und bessere Zeiten — schaut nicht verwundert!
Wißt ihr denn nicht, daß dieses Jahrhundert
Historisch nur zu wirken vermag?!

Doktor Kritikus

(keifend).

Wozu noch so viel Federlesen?
Die Frau war krank, seit sie gewesen,
Viel kränker, was mich baß erfreut,
Erscheint ihr ganzes Aussehn heut',
Zum Spottgerippe wird sie werden,
Verbleibt sie ferner noch auf Erden.
Auf diesen Satz will ich leben und sterben,
Meinen Kindern soll er das Heil erwerben!

(Alle drei Doktoren versuchen die Rolandsknappen nach dem Gebüsch zurückzuziehen.)

Zweiter Knappe.

Hinweg mit euch! Gebt frei die Bahn,
Und wollt ihr nicht von dannen weichen,
So mögt ihr kosten gleich voran
Von meines Schwertes guten Streichen!

Zopfkunst.

Wer seid ihr? Ihr seid ganz unbekannt!

Zweiter Knappe.

Frisch auf! Junker Tat bin ich genannt!

Erster Knappe.

Junker Wahrheit heiß' ich nicht erst seit heute!

Dritter Knappe.

Mich leugnen von eurem Schlage die Leute,
Doch lebt der Junker von Phantasie!

Doktor Historikus.

Die Burschen lügen, ich fand noch nie
Bei meinen heraldischen Studien ihr Wappen!

Doktor Kritikus.

So hießen niemals lebendige Knappen,
Ihr seid Begriffe, seid abstrakt!

Erster Knappe.

Frisch, Brüder, wenn ihr die Zöpfe packt,
Dann werden sie glauben, daß ihr lebendig,
Sonst bleiben sie im Leugnen beständig!

(Auf Doktor Zweifel, Doktor Historikus und Doktor Kritikus losschlagend.)

Nur immer vorwärts! Schon fliehen diese!
Frisch gegen die Burg: für mich der Riese!
Für euch die Drachen! Mit Frühlingsgunst,
Es gilt der freien, der echten Kunst!

(Die Rolandsknappen stürmen gegen das Burgtor. Knappe Tat schlägt den Riesen Zopf zu Boden und haut ihm den Zopf ab; Knappe Wahrheit verjagt die Zopfgestalten; Knappe Phantasie zerhaut die Drachen. Lebendige Kampfszene.)

(In den Seitengebüschen tauchen bereits die Wald- und Blumengeister des Frühlings auf. Alle drei Knappen öffnen die Gitter des Mitteltores, führen die Kunst hervor, und während ihr Tat und Wahrheit die Fesseln lösen, tritt von rechts König Lenz auf.)

Knappe Phantasie

Triumph! Triumph! Schon ist sie befreit,
Die Drachen liegen tot zu Füßen,
Dort naht in leuchtender Herrlichkeit
Der König Lenz, die Hohe zu grüßen!

(Die Knappen führen die Kunst dem König Lenz entgegen, der sie mit seinem Blütenzweig berührt.)

König Lenz.

Gruß euch, ihr jungen Recken! Ihr habt mit hohem Sinn
Befreit aus ihren Banden die hehre Königin.
Nun zieht mit ihr im Grünen: mein Reich erschließt sich weit,
Und unter ihren Tritten blüht neue Herrlichkeit!

(Die Rolandsknappen führen die Kunst nach links zum Walde.)

Ade, ihr wackern Kämpen, ade, ihr Hörer auch.
Ihr habt es nun erfahren, was Rolandsknappenbrauch!
Die jungen Streiter waren, so ist's von uns gemeint,
Seit langen, langen Jahren in einem Mann vereint.

Ihn floh die Kraft und Frische der ew'gen Jugend nie,
Ihm schenkte ihre Zauber die Huld der Phantasie,
Er hat in allen Tagen mit ernster Tat gewacht,
Er ward emporgetragen von reinster Wahrheit Macht!

Er hat, wie ihr im Bilde geschaut an diesem Tag,
Die hehre Kunst, die echte, die schwer in Fesseln lag,
Mit wenigen Genossen im wackern Streit befreit,
Er hat geführt die Hohe zu neuer Herrlichkeit.

Was einst gewesen, habt ihr im Spiel geschaut zur Frist,
Nun mögt ihr auch erkennen, was dann geworden ist.
Sie mag lebendig treten vor den erwählten Mann,
Der ihre Fesseln löste, der sie befreit vom Bann!

Musik.

Aus dem Tore rechts schreitet

Italia,

gefolgt von allen Gestalten aus Schnorrs Ariostbildern.

(Villa Massimo in Rom.)

Italia.

Es ist ein Bild in jedem Traum erschienen,
Vor jedem Auge hat es einst geglüht:
Die ewig Trauernde auf Weltruinen,
Um welche dennoch frisch das Leben blüht,
Ein Bild mit tausendfach verschiednen Mienen,
Bald schwer und trüb und bald von Lust umsprüht,
Ein Bild bald abwärts lockend, bald nach oben,
Drin Weltlust, Himmelslust in eins verwoben.

Das Bild Italias! Wer es nie erschaute,
Der träumt von ihm und hegt es tief im Sinn,
Er sehnt mit Mignons weichem Klagelaute
Sich zu den Myrten und Zypressen hin:
Es grüßt sein Lied die holde, meerumblaute
Und lorbeerreiche Schönheitskönigin,
Wer aber ihren Anblick einst genossen,
Der hält ihn fest ins tiefste Herz geschlossen.

Wer zu ihr trat in frühen, schönen Tagen
In voller Frische, voller Jugendlust,
Mit reinstem Trieb zu schaffen und zu wagen,
Des hohen Zieles männlich sich bewußt,
Wer so den Blick zu ihr emporgeschlagen,
Dem füllt mit höchsten Wonnen sie die Brust,
Der nahet ihrem Throne nicht vergebens,
Und ihm erschließt der Glanz sich ihres Lebens.

Denkst du der Zeit voll Werdelust und Streben,
Denkst du Italias und des hohen Rom?
Im Mondenlicht zum blauen Himmel heben
Sich Riesentrümmer, Kuppeln, Dom an Dom.
Die deutsche Künstlerschar, voll Mut und Leben,
Sie wandelt auf und ab am Tiberstrom,
Von dem Urbiner sprechen sie begeistert,
Von seinem Genius, der alle meistert.

Italia hat vor ihrem Blick erschlossen
Den ganzen Reichtum ihrer schönsten Zeit,
Sie haben volles Künstlerglück genossen
Bei seelenvoller Farbenherrlichkeit,
In ihre Seelen hat sich tief ergossen
Das Wort der Dichter, die ich einst geweiht,
Und dankbar geben Deutschlands Künstlersöhne
Zurück die einst empfangne Kraft und Schöne!

Hat Ariosto dich ins Blütenalter
Der goldnen Phantasie zurückgeführt,
Hat dich der wunderbare Scherzentfalter
Mit buntem Spiel gefesselt und gerührt,
So hast du, als des Dichters Neugestalter,
Geeint die Flammen, die er leicht geschürt,
Und seines Sanges zauberhaftes Walten
In reicher Bilderfülle festgehalten.

Du gabst dereinst, damit das Werk sich kröne,
Den Einklang aus begeistertem Gemüt
Der Zauberwelt, voll edler Lebensschöne,
Die in dem bunten Rolandsliede blüht,
Die dort das Herz erfaßt durch weiche Töne,
In Farben hier vor jedem Auge glüht,

Und wie die Bilder jetzt vorüberschreiten,
So denke freudig deiner Jugendzeiten!

Aus dem Tore links schreitet

Germania,

gefolgt von Zügen aus Schnorrs Nibelungen- und Kaiserbildern.

(Königsbau in München.)

Germania.

Es geht durch manch Jahrtausend von Gottes Odem ein Hauch,
Ein Hauch so voll erbrausend, doch milderquickend auch —
Der rührt die Eichenwälder im ganzen weiten Land,
Vom Hochgebirg der Alpen bis zu des Meeres Strand,

Ein Hauch von schlichter Größe, ein Hauch von höchster Kraft,
Ein Hauch von Gottes Odem, der Leben weckt und schafft.
Wo er die Erde wandelt, wo die Geschichte ihn preist,
Wo er ein Volk durchdrungen, da heißt er deutscher Geist.

Tritt er zu euch im Bilde, ist Menschenaugen nah,
So steht in Kraft und Milde vor euch Germania.
Und' wer sie recht erschaute und treulich zu ihr steht,
Den hat auch jener Odem mit Mut und Kraft durchweht.

Du hast in allen Tagen die Treue mir gewahrt,
Du hast so fest gewurzelt in echter, deutscher Art,
Ich habe zurückgegeben Gestalten stark und wahr,
Die Kraft aus meinem Leben, die Helden- und Kaiserschar!

Aus meiner Sage mächtig, aus meiner Vorzeit stark
Rauscht stets ein Strom von Hoheit, von Fülle, Kraft und Mark,

Er hat auch dich durchdrungen, du sahst, von ihm gefeit,
Die Welt der Nibelungen, der Kaiserherrlichkeit.

Und wie sie vorüberschreiten in stolzer edler Schar,
Gestalten, die du vorzeiten geschaffen treu und wahr,
Gestalten, die du begeistert, als wären sie lebend geschaut,
So schlagen dir die Herzen des Volkes jubelnd laut.

Denn Leben spricht im Bilde! Wo noch die Kunst vermag
So treu und ernst zu schaffen, kommt auch dem Volk ein Tag,
Und endlich wird er kommen, blauschimmernd, sonnenklar,
Hoch in den deutschen Lüften schwebt dann mein gold'ner Aar!

Und den die Kunst erhalten, der Traum von Deutschlands Macht,
Von seiner ganzen Größe, ist dann zum Leben erwacht,
Millionen stehen einig, siegfreudig, lichterhellt,
Ein Hauch von Gottes Odem rauscht wieder durch die Welt!

Aus der mittleren Pforte schreitet die

Kunst,

gefolgt von den Gestalten großer Meister:

Albrecht Dürer. Hans Holbein. Peter Vischer. Erwin von Steinbach. Brunelleschi. Masaccio. Ghirlandajo. Lionardo da Vinci. Raffael. Michelangelo. Van Eyck. Rubens.

Die Kunst.

Seit Gott zuerst erschallen ließ sein Werde
Und für die Menschheit sprach das Schöpferwort,
Durchwandeln seine Boten diese Erde,
Zum Ewigen zu mahnen fort und fort,

So ward die Kunst dereinst herabgesendet,
Und wo sie rein, aus höchster Wahrheit sprach,
Hat sie den Menschenblick emporgewendet
Und ruft das Göttliche im Herzen wach.

Doch ob ihr Strahlenglanz die Welt erfüllte,
Nicht alle schauten sie im reinsten Licht,
In ihrer göttlichsten Gestalt enthüllte
Sie sich den Blicken aller Jünger nicht,
Denn vielgestaltig wahrt sie ihrer Sendung,
Und alles Leben wird in ihr geeint,
Doch da allein ist ewige Vollendung,
Wo sie in ihrer Urgestalt erscheint.

Wo sie inmitten vollen warmen Lebens
Zum Himmel deutet, dem sie selbst entstammt,
Wo sie die Fülle alles Menschenstrebens
Mit einem lichten Weihestrahl durchflammt,
Wo sie der Menschenseele Drang ergründet,
Prophetisch deutet, was die Welt nur ahnt,
Das Gottgesetz in allem Sein verkündet
Und an die Tage der Erfüllung mahnt.

Da ist erreicht, was sie gewollt auf Erden,
Errungen hat sie, was sie je vermag,
Nur wenige aus tausend Meistern werden
Der Kunst sich nahn an solchem höchsten Tag,
Nur wenig sind erwählt, vor deren Blicken
Die Schleier um das Ewige verwehn,
Die in der Menschheit wechselnden Geschicken
Das Walten Gottes fühlen und verstehn.

Du aber, Meister, wolle nicht verwehren,
Daß dir die Bilder der Erwählten nahn,

Du hast ein Recht auf ihre höchsten Ehren,
Dein Wirken schloß sich treu dem ihren an,
Du hast wie sie den Blick emporgehalten
Zur höchsten Kunst, zum reinsten, klarsten Licht,
Preis sei dem echten, herrlichen Gestalten,
Das aus den Blättern dieser Bibel spricht!

Preis deinem Wollen, deinem höchsten Streben,
Preis deiner Hand, die Edles nur erschuf,
Preis deinem ganzen vollen Künstlerleben
Wie deinem hohen herrlichen Beruf;
Vor allen aber, die zum Kreis sich schließen,
Aus deren Blicken Dank und Jubel spricht,
Ziemt es dem deutschen Meister dich zu grüßen,
Mit wenig Worten, treulich, ernst und schlicht.

Albrecht Dürer

(den Ehrenbecher überreichend).

So grüßt dich herzlich, mit Vergunst,
Meister Albrecht, einst zu Nürnberg gesessen,
In deutschen Landen noch unvergessen,
Ihm haben die Jünger unsrer Kunst
Vertraut, deinen Händen zu überreichen
Ihrer Liebe und Ehrfurcht schlichtes Zeichen!
Es möge dir in künftigen Tagen
Der Becher bei jedem Trunke sagen
Von ihrer Herzen warmer Treu',
Von ihrer Verehrung immer neu!
Und jeder Tropfen aus ihm genossen,
Er spende dir ein neues Jahr,
So reich an Kunst, so frisch und klar,
Wie jene Jahre, die dir verflossen!

Die Meister und Jünger grüßen dich all,
Sie rufen mit lautem freudigen Schall,
Ganz Deutschland gebe den Widerhall,
Dem Meister jubelnd ein Lebehoch!
(Das Lebehoch unter Tusch und allgemein.)

Prolog zur Säkularfeier Beethovens.

(Dresden, 17. Dezember 1870.)

In großen ehernen Tagen, in Völkersturm und Streit,
Tritt wohl die Muse des Friedens mit Zagen in die Zeit,
Die golden schimmernde Leuchte, sie zittert in milder Hand,
Wenn über die Himmel glühen Kometenstrahl und Nord-
lichtbrand.

Und wo zu jeder Stunde das Herz des Volkes lauscht,
Wie über ihm der Fittich des großen Schicksals rauscht,
Siegklingend, herzerhebend und dennoch leidbewegt,
Senkt sich wohl matt und bebend der Flügel, den die
Freude regt.

Doch heut', zu dieser Stunde, zagt scheu die Muse nicht,
Heut' strahlet über des Krieges brandrote Glut ihr Licht,
Heut' hebt die Freude jauchzend das Herz zum Himmelsflug,
Hoch über das eherne Schicksal und der Walküren Siegeszug.

Denn wie ob Wolkenschatten erglänzt der Sonnenstrahl,
Wie Alpenhäupter leuchten ob wetterdunklem Tal,
Wie wilden Sturms Getose die Meerflut brausend regt,
Doch tief in seinem Schoße das Meer des Friedens Wunder
hegt:

So tragen diese Züge, die mächtig auf uns schaun,
Uns über dunkle Wetter und über nächtig Graun;

So mahnt uns dieses Antlitz, vom höchsten Strahl erhellt,
An eine gottgeborne, an eine ewig lichte Welt!

Der Hauch von freier Größe, der unser Volk beschwingt,
Auf blut'ger Völkerwalstatt den Siegeskranz erringt,
Auch seine Welt durchrauscht er, aus seinen Klängen rief
Er klagend, sehnend, mächtig, da er im Volke stumm noch schlief.

Doch wie der Lenz die Fesseln des Winters nicht nur sprengt,
Nicht nur mit Sturm daherbraust, nicht nur zum Lichte drängt,
Nein, keimend, grünend, blühend umfängt die selige Welt,
In Farben hüllt die Erde, mit Duft des Äthers Blau durchschwellt:

So blüht in seinen Tönen ein ew'ger Frühling auch,
Der Seele tiefstes Sehnen, des Friedens reinster Hauch,
Was in des Herzens Pochen, in Traum und Tränen lebt,
Das Leid, das nie gesprochen, das Glück, das stumm das Herz durchbebt!

Der Erde höchste Wonnen und schmerzdurchhauchte Lust,
Was tausend still verschließen im Tiefsten ihrer Brust,
In seinen Klängen lebt es! in ewiger Gestalt,
Mit tief geheimem Zauber und mit des Herzens Allgewalt!

Und käm' in fernen Zeiten jemals der trübe Tag,
An dem die Welt verödet, erstarrt der Herzen Schlag,
An dem die heil'ge Sehnsucht nach Duft und Glut verscheucht,
Und ein begeistrungsloses Geschlecht im Staub zum Staube keucht,

So würde seiner Töne gewalt'ge Zaubermacht
Durch starre Herzen dringen, durch toter Sinne Nacht,
Ein Sehnen neu erwecken, das längst die Welt verließ,
Nach fernem Herzensfrühling, nach dem verlornen Paradies!

Uns aber, denen höher und voll das Herz noch schlägt,
Uns, welche die Begeistrung noch hebt und aufwärts trägt,
Uns aber, welche heute des Dankes Glut durchflammt
Für tausend Weihestunden, aus seiner lichten Welt entstammt,

Uns, die zu seiner Feier vereint des Herzens Zug,
Uns sei kein Lorbeer grünend, kein Kranz geweiht genug
Drum muß das Wort verhallen, drum rausche, hehr und voll,
Die Flut der ewigen Töne, die mächtig seiner Brust entquoll!

Zur Einweihung des neuen Polytechnikums in Dresden.

(5. November 1875.)

Kantate.*)

Chor.

Erschlossen steht die Pforte,
Die Hallen prangen weit,
Dem freien Geistesworte,
Der ernsten Tat geweiht;
So klinge, frisch erbrausend,
Ein Gruß vom neuen Haus,

*) Komponiert von Julius Rietz.

Für uns und all die Tausend,
Die nach uns sind, hinaus:
Wohl stieg das Werk der Hände,
Der Bau, nun stolz empor,
Doch Streben ohne Ende
Zieh' mit uns durch sein Tor!

Solostimmen.

Nicht in toten Stein gegraben
Sei der Weihe mahnend Wort,
Herzen muß der Wahlspruch haben,
Die ihn wahren fort und fort!
Tönt er laut aus unserm Munde
Hier im Saale, festgeweiht,
Das Gedächtnis dieser Stunde
Trag' ihn über Raum und Zeit;
Senk' ihn in die Herzen allen,
Einen Keim von ew'ger Kraft,
Lass' ihn, eine Flamme, wallen
Hier am Herd der Wissenschaft!

Chor.

Der Keim entfalte
Sich mächtig zum Baum,
Die Flamme, sie walte
Leuchtend im Raum;
Sie walle, sie glühe
Durch jeden Sinn:
Endlosem Streben
Erschließt sich das Leben,
Heiliger Mühe
Wird höchster Gewinn!

Solostimme.

Wir brauchen keinen neuen Schwur,
Laßt uns den alten wahren,
Der Tag von heut' erfüllt uns nur,
Was wir ersehnt seit Jahren.
Wir riefen: Gebt den Kräften Raum,
Sich mächtig zu entfalten,
Nun ist's an uns, den ernsten Traum
Zum Leben zu gestalten!

Quartett und Chor.

So grüßt, mit Tönen hoch und voll,
Mit jugendfrohem Sinne,
Die Zukunft, die uns werden soll,
Beim festlichen Beginne.
Des Wissens Ernst, der Jugend Glut,
Des Geistes Drang, der nimmer ruht,
Sie mögen frei hier walten
Und eine Stätte, sonnenhell
Und einen nie versiegten Quell
Dem Vaterland erhalten!
Ein Ruf erschalle,
Mahnend für alle,
Ein Wahlspruch erglühe
In jedem Sinn:
Endlosem Streben
Erschließt sich das Leben,
Heiliger Mühe
Wird höchster Gewinn!

Dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen*)

zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Juli 1878.

Schon oft, o Herr, hat mit geweihten Klängen
Dich treuer Segenswünsche Chor umrauscht,
Und wieder seh' ich sie empor sich drängen,
Und jeder hofft, daß Herz und Ohr ihm lauscht,
Ein froher Dank in Worten, in Gesängen,
In stummen Blicken, den du eingetauscht
Für all dein fürstlich Walten, hoch gemutet,
Ist's, der dich heut' wie helles Licht umflutet.

Dein schönes Land, von seiner Berge Warten
Bis in der Täler waldig=frischen Grund
Ein friedlich Heim, ein reichgeschmückter Garten,
Es gibt dir tausendtönig Liebe kund —
Denn auch in Tagen wirren, ehern=harten,
Wie unsre sind, blieb hier der Gottesbund
Von Fürst und Volk lebendig, tief empfunden,
Und neu geweiht in dieses Festes Stunden.

Doch weißt du, Herr, daß heut nicht nur am Rande
Der Ilm und Saale froh das Herz entbrennt,
Viel Tausend gibts im weiten deutschen Lande,
Von denen jeder sich den Deinen nennt;
Dich und dein Haus verknüpfen enge Bande
Mit einem Reich, das keine Grenzen kennt,
Und seiner Krone Glanz umstrahlt auf immer
Dein Wappenschild mit seinem goldnen Schimmer.

---

*) Im Namen des Allgemeinen deutschen Musikvereins, dessen Protektor der Großherzog war.

Du hieltest fest des Ahnherrn höchste Ziele,
Ein treuer Schirmherr echtem Schöpferdrang,
Und huldigen dir heut der Besten viele
In Wort und Bild, in manchem guten Klang,
So ist's dein Recht! — Nicht nur zu heiterm Spiele
Hast du die Kunst gepflegt, die aufwärts rang,
Und nur was lebensvoll, was herzentquollen,
Hat deine Huld auch huldvoll schirmen wollen.

So ehrt uns hoch, daß uns dein Schutz geworden,
So nennen wir uns heute freudig dein! —
Wir können nicht in jubelnden Akkorden
Dir unsre Huldigungen tönend weihn,
Doch unter hunderten, die zu den Borden
Der Ilm heut' wallen, mag ein Pilger sein
Dies schlichte Wort, um dir, o Fürst zu sagen,
Daß tausend Künstlerherzen für dich schlagen!

Richard Wagners Totenfeier.

(Prolog zur Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg" im Hoftheater zu Dresden. 27. Februar 1883.)

Zu heitern Tönen, festlichem Gepränge
Seid ihr geladen und zu frohem Scherz,
Und nun mit einmal schwellen Trauerklänge
Tiefernst, gewaltig euch an Ohr und Herz,
Als ob aufs neu aus Waldestiefen dränge
Das Klagelied, voll unermeß'nem Schmerz,
Um jenen Recken, den der grimme Hagen
Im grünen Tann am frischen Quell erschlagen.

Uralt das Lied, uralt die Heldenklage!
Bald stark, bald leise, klang sie ohne Rast,
Sie hallt erschütternd selbst durch diese Tage
Und stillt das Lärmen weiheloser Hast,
Sie tönte wieder, seit die Siegfriedsage
Das tiefste Weh der Welt dereinst erfaßt:
Daß auch die höchste Glut, der stärkste Wille
Versinkt in Todeskühle, Todesstille.

Was wechselnder Gestalt und nie beendet
Die Klage weckt, im letzten Grund ist's eins:
Ein Held erliegt dem Speere, der entsendet
Nach einem Tag voll leuchtend goldnen Scheins,
Der Hort, aus dem er überreich gespendet,
Verschwindet, drüber rauscht die Flut des Rheins,
Die Woge rinnt, die Welt muß weiter treiben,
Und nur im Liede ist sein irdisch Bleiben.

Ein Held erlag auf seinem Feld der Ehre,
Auf dem er schaffend rang und siegreich schlug,
Ein Held erlag in Waffen und in Wehre
Des Geistes, die er blank und leuchtend trug;
Aus der entthronten Königin der Meere
Führt ihn nach Deutschland heim der Trauerzug,
Die hehren Klänge, welche Siegfried preisen,
Sie werden zu des Meisters Totenweisen!

Und nun wir trauernd stehn an seiner Bahre,
Nun klagt sein Volk, nun klagt die Kunst um ihn,
Der jäh entrafft! Ihn beugten nicht die Jahre,
Die Jugend mochte seine Stirn nicht fliehn;
Noch sah er mächtige und ewig wahre
Gestalten seinen Dichtertraum durchziehn,

Frisch und gewaltig, wie er einst begonnen,
Sprang noch in seiner Brust der Töne Bronnen.

Doch weil des Meisters irdische Erscheinung
Zum Frieden seiner stillen Gruft entrückt,
Verstummt in Ehrfurcht auch der Streit der Meinung
Der, wild und wirr, so lang die Welt durchzückt,
Und alle fühlen heut' in frommer Einung,
Daß dieses Haupt mit Recht der Kranz geschmückt,
Hier wandelt sich der Tod, der Allversöhner,
Lichtstrahlend zu Apoll, dem Siegbekröner.

So fühlt die Welt! Wir fühlen's tief vor allen:
War doch der Meister dieses Landes Sohn,
Erwachte doch in dieser Bühne Hallen
Zum Leben einst sein erster, eigner Ton,
Erklingen doch, die heut' die Welt durchschallen,
Die Weisen, hier ein Menschenalter schon,
Hier ward von ihm der kühne Flug begonnen,
Der ihn getragen zu den höchsten Sonnen. —

Wie wenn der Sturm, durch Eichenwipfel sausend,
Den Sommer klagt, der nun zur Rüste geht,
Und doch ein Ahnen, mild zugleich und brausend,
In sich verbirgt, daß neuer Lenz ersteht,
So fühlen heute viele Hunderttausend
Von tiefem Schmerz sich wundersam durchweht,
Von reiner Trauer stark und fest umwoben,
Und doch zugleich im Innersten erhoben.

Nicht ruhmlos sank er hin, wie ach! so viele,
Mit deren Staub ihr höchster Traum zerstob;
Denn Leben bleibt, was er, der nun am Ziele,
Sich zum Gedächtnis reich und groß erhob,

Und auch aus heiterm, farbenbuntem Spiele
Ertönt ein Siegesruf, erbraust sein Lob:
Die heil'ge deutsche Kunst, der er ergeben,
Sie lohnt ihn voll, und er wird ewig leben!

Prolog

zur Feier des fünfzigsten Jahrestages der Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.
April 1889.

Ein Lenztag war's — durch frisch begrüntes Land
Zog blitzend sich der Schienen ehern Band,
Weit durch die Lüfte klang ein klirrend Rollen,
Noch ungewohnt dem Menschenohr, der Rauch,
Dem Eisenschlot im wilden Flug entquollen,
Trieb über Feld und Flur im Frühlingshauch,
Und tausend Blicke sahn, zum erstenmal,
Das Flügelrad, wie Sturm, wie Wetterstrahl
Heran sich schwingen und vorüberblitzen
An junger Saaten friedlich-grünen Spitzen;
Da war's, als bebte heimlich das Gefild,
Der Menschen Augen folgten dem Gebild,
Das schnaubend, rasselnd flog durch stille Auen,
Halb wunderfroh, halb mit geheimem Grauen.
Die einen schauten scheu-befangen nach,
Den andern ward verklungne Sage wach
Uralter Zeit, die längst im Traum verdämmert:
Wieland der Schmied, der sich die Schwingen hämmert
Aus Erz — auf seinem Zaubermantel Faust,
Der windesschnell von Land zu Lande braust,
Der Flügeldrachen langgeschweifte Brut,
Von fern verkündet durch die rote Glut. —

Doch was auch einzelne geträumt, gesonnen,
Das wußten alle: daß dem Zeitenbronnen
An diesem Tag ein neuer Strahl entrauscht,
Und daß sie schicksalsschwerem Klang gelauscht!
Sie wußten so und ahnten dennoch nicht
Der künft'gen Zeit Gewalt und ganz Gewicht,
Sie fühlten, daß die Welt sich wandeln wolle,
Hier hoffnungsfreudig, dort mit bangem Grolle,
Und dennoch schaute auch der Kühnste kaum
Der Wandlung Größe im verwegnen Traum.

Wir aber, die geboren sind im Bann
Des Lebens, das an jenem Tag begann,
Wir schauen rückwärts, fragen uns verwundert:
Verrann in Wahrheit erst ein Halbjahrhundert,
Seitdem im raschen dampfbeschwingten Flug
Durch unser Land gebraust der erste Zug? — —
Denn wie verwandelt ist des Daseins Bild,
Verwandelt selbst des Heimatlands Gefild;
Gefallen ist der Länder alte Schranke,
Die Strom und Berg von Tal zu Tale zog,
Besiegt der Raum, den sonst nur der Gedanke
Und nur der Traum der Sehnsucht überflog;
Geschäftig Treiben, unermüdet Ringen
Erfüllt das Land und schwärzt mit Rauch die Luft,
Wohin die Flügelräder rasselnd dringen,
Entflieht die Stille scheu zu Wald und Kluft;
Entlang der Schienenstraßen wogt und gleitet
Der Arbeit Hochflut, ebbend kaum bei Nacht,
Der alte Ring der Städte ward erweitet,
Und alles Leben scheint vertausendfacht.

Ein ruhlos Schaffen, ein gewalt'ger Drang
Geht durch die Welt, und ehern ist sein Gang! —

Voll Ernst, voll Ehrfurcht, wie der Tag gebeut,
Am stillen Gestern messen wir dies Heut,
Gerechter Stolz trägt uns auf hohen Wellen,
Und frohe Hoffnung darf die Brust uns schwellen,
Und dennoch will zugleich ein düster Grämen
Der höchsten Freude lichte Schwinge lähmen.
Die alte Klage schleicht daher und keucht:
Daß wir den Frieden aus der Welt gescheucht,
Daß mit dem Dampf und mit dem Eisenrad
Ruchloser Hast und Gier gebahnt der Pfad,
Daß, wo der Schienen stählern Netz sich webe,
Krieg aller gegen alle sich erhebe,
Daß sich erhalten, nach der Götter Spruch,
Und doch gewandelt des Prometheus Fluch:
Der Geier kreist, doch er zerfleischt nicht länger
Den Flammenspender, sondern den Empfänger,
Die Menschheit kranke, hören wir verkündet,
Am Feuer, das wir, ihr zum Heil, entzündet.

Verzagen mag bei solchem Wort der Tor —
Wir heben fest und frei den Blick empor!
Das Werk, das wir geschaffen, stark und schlicht,
Trifft zager Zweifel, eitle Klage nicht,
Entzündet ward die Glut mit frommer Hand,
Die neues Leben trug von Land zu Land! —
Hat unser Tun die Menschenkraft gesteigert,
Die, was die Erde hart versagt und weigert,
Ihr siegreich abringt, wuchs der Arbeit Macht,
Seit unsre Züge rollen Tag und Nacht,

Vereinten, bändigend die Elemente,
Wir, was die Ferne spröd, ja feindlich trennte —
Strömt Segen, der in Bächen rann, in Fluten
Heut' durch das Land, so war ein Geist des Guten
Ob jenem Tag, den feiernd wir begehn,
Ob jenem Werk, auf das zurück wir sehn.
Wenn Gier und Torheit, die noch jede Labe
Und jedes Licht mit ihrem Gift durchhaucht,
Des Geistes und der Arbeit reinste Gabe
Nicht rein erhielt und sich zum Unheil braucht —
Nicht legen soll es Schatten oder Schleier
Um dieses Ehrentages helle Feier,
Den Blick nicht trüben, der heut' Kränze schaut,
Die mit der Hoffnung frischem Glanz betaut. —

Wie ein Gestirn, das fernhin sich verlor,
Doch leuchtend blieb, blitzt heut' vor uns empor
Des Tages Jubel, der im Sachsenland
Den ersten Eisenweg vollendet fand,
Des Tages Stolz, da der geschmückte Zug
Von Stadt zu Stadt die frohen Gäste trug —
Sein Nachglanz leuchtet mit verklärtem Schein
In diesen Tag, in unser Fest hinein!
Wuchs unter fünfzig heißen Sommersonnen
Durch alles deutsche Land, was hier begonnen,
Wir rühmen uns, daß wir das Tor gesprengt,
Durch das so mächtig Leben sich gedrängt.
Hat sich inzwischen über unserm Haupt
Die deutsche Eiche neu und stolz belaubt,
Auch unser Werk half wecken tausend Sprossen,
Die schattend, schirmend sich zum Wipfel schlossen.

Und sehen wir, im Innersten beglückt,
Nach jedem Kranz, der diese Stunde schmückt,
So preisen wir's, daß in geliebter Hut
Des alten Landes neues Leben ruht,
Daß frisch die Raute grünt im alten Stamme,
Dem unser Herz in freier Treue schlägt,
Und zu des Jahres großer Opferflamme
Auch dieser Festtag einen Funken trägt!

Prolog zur Tonkünstler-Versammlung in Eisenach.

(Juni 1890.)

Der Sommer naht — Frau Holde trug ja längst
Vom Hörselberg den Lenz durch dieses Land,
Im Buchwald dunkelt schon das junge Grün,
Der frische Harzduft, der vom Rennsteig quillt,
Durchhaucht die Täler, weckt im Herzen Sehnsucht
Nach blauen Fernen und nach Bergeshöhn.
Wir aber bannen euch in engen Raum,
Wir wagen noch einmal des Festsaals Licht
Für Sonnenschein und Abendglut zu bieten,
Und wissen wohl, so kühnem Anspruch wird
Nur dann Vergebung, wenn es uns gelingt,
Auf Stunden in euch einen Lenz zu wecken,
Der euch, der Schwüle dieses Raums zum Trotz,
In morgenklares Lichtgefild erhebt.

Ob diesem Kunstfest solche Weihe wird,
Ob wir vermögen, solchen Lenz zu wecken,
Ob zaubrisch uns wie euch der Zug ergreift,
Bei dem des Künstlers wie des Hörers Geist

In kaum bewußtem Einklang sich begegnen —
Wir wissen's nicht, allein wir hofften's gern;
Und spähen, wie es uralt heil'ger Brauch,
Nach Zeichen, die uns Glück und Sieg verheißen!
Es ist geweihter Boden, der uns trägt;
Um diese Stadt und um die Fürstenwarte,
Die schimmernd niederschaut auf Wald und Tal,
Webt es von Schatten, die nicht Schatten sind,
Die in geheimer Wirkung, fort und fort,
Das Bild im Auge, und im Ohr den Klang,
Und in der Seele jene Kraft erzeugen,
Die aus Erinnrung volles Leben schöpft.

Bis zu den Tagen, die der Sage Schleier
Mit Dämmerlicht und buntem Glanz umwebt,
Zu Landgraf Hermanns reichem Wartburghof,
Und zu des Sängerkrieges Glanz und Leid,
Braucht die Erinnrung heut' uns nicht zu tragen.
Und tut sie's doch — wohlan, wir scheuen's nicht.
Nicht fragen können wir die Traumgestalt
Des Ofterdingers, wie er Harfe schlug,
Nicht sagt uns Wolfram, wie sein Ton erklang —
Doch, daß des Dichters Kraft den Ton beseelt,
Und daß der Strom lebend'ger Poesie
Die Sänger trug — das glänzt mit klarem Licht
Durch alle Nebel der Vergangenheit —
Ein Sonnenstrahl, der durch die Wolken blitzt,
Den Pfad vor uns mit goldnem Streif erhellend!

Mit guten Zeichen grüßt uns diese Stadt:
Denn als der ritterliche Traum verweht,
Als — vor der Schwelle noch der neuen Zeit,
Zu der er mit der festen, starken Hand

Die Pforten aufriß — Luther hier gewandelt,
Thüringens größter heldenkühner Sohn,
Als durch die Gassen hell von Eisenach
Sein Lied erscholl, zog ihm des Klanges Kraft,
Die Macht der Töne also tief ins Herz,
Daß auch der Mann, der eine Welt erschüttert,
Nicht missen konnte, was dem Bergmannsknaben
Die Seele löste und den Sinn erquickt.
Uns sei's ein Zeichen, daß, wie ernst die Zeit,
Wie ehern Kampf und Nöten dieser Tage,
Die Welt auf immer der Musik bedarf,
Daß unsre Kunst, die aus der tiefsten Seele
Des deutschen Volkes strömte, leben wird,
So lang dies Volk sein Herzblut sich bewahrt!

Mit guten Zeichen grüßt uns diese Stadt:
In Donndorfs Erzbild blickt der größte Meister,
Der hier entsprossen, blickt Sebastian Bach,
Der mächtige, vom hohen Sockel nieder;
Und faßt uns Ehrfurchtschauer vor dem Bild
Des Unerreichten, des zu spät Erkannten,
So strömt zugleich ein Hauch von Zuversicht
Von ihm auf uns, ein freudiges Gefühl,
Weil der Gewaltige den Kreis der Kunst,
Den Tonkreis, den er einsam schaffend zog,
So weltweit spannte, daß der Ernst der Welt,
Daß jede Tiefe, die das Leben hegt,
Und jede Höhe, die des Geistes Auge
Erschaut, ja jede Höhe, die es ahnt,
In diesem Kreise schon beschlossen ist;
Daß wir, die Neurer heißen, die zu kühn,
Zu herb, zu wagnisreich gescholten werden,

Nichts wagen können, das er nicht gewagt,
Nichts schauen können, das er nicht geahnt,
Nichts sagen werden, dessen erster Laut
Nicht schon in seiner starken Brust erwacht —
Und nur die Frage bleibt, ob rein der Trieb,
Ob echt die Kraft, die uns zum Wagnis führt,
So rein und echt, wie sie in ihm gewesen.

Wenn aber doch, nach manchem kühnen Wort,
Ein leises Zagen unsern Sinn beschleicht,
So hebt ein glänzend Zeichen neu das Herz!
Wir rühmen es, und mit uns rühmt die Welt:
Daß Weimars Fürstenhaus nur gute Kunst,
Nur ernstes Wollen mit dem Schilde deckt,
Der schützend über unserm Feste glänzt;
Wir grüßen ihn mit Ehrfurcht, wie mit Stolz,
Den edeln Schirmherrn, dessen Huld uns ehrt,
Wir wollen ihn in jedem Tone grüßen!
Und wenn wir froher scheiden, als wir kamen,
Wenn unser Ringen ein Gelingen krönt,
Ihm wollen wir, wie heute, so nach Jahren,
Mit unsrer Treue unsern Dank bewahren.

Zur Feier von Franz Schuberts hundertstem Geburtstag.

(Dresden, 31. Januar 1897.)

Wenn in der Wüste, am Zisternenrand,
Arabisch Volk sich lagert in den Sand,
Der heiße Tag, eh' er im West verhaucht,
In rote Glut noch jedes Antlitz taucht,
Dann schöpfen, dürstend, aus des Brunnens Grund
Die Wüstenwandrer trübe Flut zum Mund,
Dann öffnen sie zu lauem Labezug
Den Schlauch, den einer durch das Sandmeer trug,
Dann saugen sie in Tropfen, die kein Trank,
Den Tau, der auf die bittern Kräuter sank!
Und jeder, der so karg die Lippe labt,
Denkt an die Fülle, die er sonst gehabt,
Sieht ferner Ströme Wellenüberschwang,
Den hellen Brunnen, der daheim ihm sprang,
Sieht silbern lachen kühler Fluten Schaum
Und beugt das Haupt und schlürft in süßem Traum.

Hebt dann zur Stunde, da in goldner Pracht
Im Osten drüben Stern bei Stern erwacht,
Der Märchenkünder leis zu reden an:
So spricht er wohl von einem Wundermann,
Dem unterm Fuß bei seinem Pilgergang
Ein reiner Quell in vollen Strahlen sprang,
Der ohne Zauberstab, mit leichter Hand
Die Flut entlockte jeder Felsenwand.
Und atemlos der Kreis dem Sprecher lauscht,
Ein jeder schaut den Quell, der blitzt und rauscht,
Und Kühlung, wie von hoher Berge Firn,
Umweht mit einmal jede braune Stirn!

Verwundert fragt ihr nun: Was soll, was gilt
Zu dieser Stunde uns dies Wüstenbild?
Der Wundermann, der dir vor Augen schwebt,
Der Zauberer, der uns im Herzen lebt,
Der wahrlich schritt, da ihm gelacht das Licht,
Durch starre Öden und im Sandmeer nicht;
Tu besser deines Geistes Augen auf,
Schau froh des Donaustromes breiten Lauf,
Durch grüner Waldgebirge Zug und Schwung,
Das Laub so üppig bis zur Niederung,
Ein Jubelruf der Schöpfung die Natur
Rund um St. Stephans Dom: es prangt die Flur
Mit Rosen und mit Reben, voll und weich,
Des goldnen Frohsinns angestammtes Reich!
Im milden Hauche, der ihn dort umfloß,
Entsprang die Wunderflut, die er erschloß.

Gewiß, so leuchtete die Welt für ihn,
So prangend lag die Heimatflur um Wien,
So hob ihr Hauch und ihrer Reize Schmuck
Den Meister über seines Lebens Druck —
Und rings um seine schlichte Wiege klang's:
Des Wohllauts Meer, die Fülle des Gesangs.
Doch wer auch sagt, daß er durch Wüsten zog?
Daß ihn der Öde trockner Hauch umflog?
Wir sind's, die keuchen durch der Wüste Sand,
Wir sind's, die darben am Zisternenrand.
Wir sind's, die sehnend jener Mär gelauscht,
Vom Wundermanne, dem noch voll gerauscht
Der unversiegte Born der Melodie,
Der keinen Schritt gewandelt ohne sie.

Wir sind's, die lechzend und im wachen Traum
Die Quellen blitzen sehn mit Silberschaum;
Die, in Erinnrung an genoßnes Glück,
Sich dürstend fragen: Kehrt es nie zurück?
Schloß sich für immer dieses Zaubertor?
Springt noch einmal der volle Strahl empor? —

Nicht schmähen wollen wir ein ringend Heut',
Gering nicht werten, was es uns noch beut:
Wer preist nicht dankbar, wo auf ödem Pfad
Ein frisches Brünnlein unter Bäumen naht?
Wer schilt — da ihr der Labeflut bedürft —
Die Hand, die tief im Grund nach Quellen schürft?
Wer ist's, der trotzig seine Augen schließt,
Weil dunkelm Felsen trübe Flut entfließt?
Doch — ob wir dankbar ehren, was die Zeit
Noch labend gibt, trotz ihrem grimmen Streit,
Wer wehrt es wohl, wenn uns an diesem Tag
Ein freier, morgenfroher Flügelschlag
Zu lichtern Höhen trägt, zum Quell empor,
Der wunderselig Seele labt und Ohr,
Der, unversieglich frisch, wie er entsprang,
Auch uns erquickt, mit seinem Überschwang.

Und hier verfliegt das Bild, das Wort verklingt,
Der Meister kannte nur die Welt, die singt,
Und will sie danken ihm an diesem Tag,
So bringt sie, was sie nur durch ihn vermag,
Und opfert Tonjuwelen aus dem Ring,
Den sie aus seiner Zauberhand empfing!

Festhymne.*)

Zur Feier des siebzigsten Geburtstags und fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums König Alberts von Sachsen.

Dresden, 23. April 1898.)

Wenn voll der Sommersonne Glut
Auf ährenreichem Felde ruht,
So träumt sie nicht vom Glänzen,
Und geht durch ihrer Strahlen Saum
Ein Traumeshauch, so ist's ein Traum
Von goldnen Erntekränzen.

Der Sonne gleich, wird Herrschersinn
Nach Schimmer und nach Traumgewinn
Auf ernstem Gang nicht fragen,
Denn Kronenglanz ist Glanz der Pflicht,
Wer rastlos wirkt, kann still und schlicht
Auch Ruhmeskränze tragen.

Hohen Tones, hell erklingend,
Alle Herzen hoch beschwingend,
Kampfgeboren, sieggeweiht,
Ein Vermächtnis großer Zeit,
Hallt die Kunde wundergleich
Durch des deutschen Landes Weiten
Von dem Helden, der erstreiten,
Der erbauen half das Reich!
Sie weckt in tausend Weisen
Den Widerhall umher,
Ganz Deutschland mag sie preisen,
Nur uns ziemt heute mehr.

*) Komponiert von Reinhold Becker.

Schwankend in der Zeiten Wage
Liegt der Ruhm, doch niemals schwankt
Das Gewicht beglückter Tage,
Reicher als der Hort der Sage,
Die ein Volk dem König dankt.

In dieses Festes Stunden
Wird mächtig offenbar,
Daß inniger verbunden
Dein Volk dir Jahr um Jahr;
Die Treue, die nichts weigert,
Als Vätererbe dein,
Dein Herz hat sie gesteigert
Zur Liebe, warm und rein.
Quöll heute nur ein Tropfen
Aus jedem Wunsch hervor,
So würden Wogen klopfen
An deines Schlosses Tor!
Ruft unser Sang dir brausend:
Heil König Albert, Heil!
So haben viele Tausend
An jeder Stimme teil,
Drum klingt es tausendfaltig,
Kein Ton, kein Wort sagt mehr:
Herr, war dein Tag gewaltig,
So sei dein Abend hehr!
Wie doppelt hell der Strahl erglänzt,
Der an des Himmels Purpur grenzt,
Gilt fortan höher jeder Tag
Und heiliger der Stunde Schlag,
Es ist, als ob ein still Gebet
Durch Millionen Herzen geht:

Daß jedes Zeitkorn, was verstiebt,
Dem Allgeliebten Glück noch gibt,
Und hoch und feierlich empor,
Aus Herzensgrunde rauscht der Chor:

Der Friedenstaten Segen, die Ernte, reif und schwer,
Heut' wogt sie dir entgegen, ein goldnes Ährenmeer!
Errungen und beschieden ward Höchstes dir zu teil:
Sieg, o Herr im Frieden; Heil König Albert, Heil!

Zur Gedächtnisfeier des Fürsten Bismarck.

(Dresden, Technische Hochschule am 31. Oktober 1898.)

(Weise: Altniederländisches Dankgebet von Kremser.)

Entschwebend, doch lebend
Im Weltengedächtnis;
Bewährend, verklärend,
Was durch ihn erstand,
So hüllt keine Wolke
Ihn je seinem Volke;
Sein Name sei gelobt
Der Zukunft ein Pfand.

Die Schauer der Trauer,
Das Herz uns durchschütternd,
Sie weichen, im Zeichen
Des Reichs, das er schuf,
Und ob er entflohen,
Wir schauen den Hohen,
Es mahnet sein Hauch uns,
Wir hören den Ruf.

Es klingen die Schwingen
Der mächtigen Tage,
Der hehren, voll Ehren,
Weit über die Zeit;
Es gilt zu erhalten,
Trotz dunkler Gewalten,
Sein Erbe, sein Deutschland,
In Frieden und Streit!

Prolog zu Liszts „Heiliger Elisabeth".

(Weimar am 31. Mai 1902, am Abend der Enthüllung des Standbildes von Franz Liszt.)

Zum Abendschein hat sich der Tag verklärt,
An dem der Meister heimgekehrt im Bilde,
Des Parkes Wipfel rauschen leis um ihn,
Die roten Wolken ziehen ihm zu Häupten
Und tiefe Stille herrscht im grünen Frieden,
Auf leisen Sohlen, mit dem weichsten Schleier
Naht sich die Nacht und hüllt das Standbild ein,
Das wir im Tageslichte jauchzend grüßten.

Uns aber, die wir liebend sein gedenken
Und denen frisch vor Augen steht das Bild,
Uns rinnt, hier innen im beglänzten Saal,
Ein Schauer durch das Mark, denn jäh erwacht,
Am Abend auch des hellsten Tags die Frage,
Die sinnverdüsternd, in der höchsten Lust
Von hundert Festen immer neu erklang:
Wär' auch dies Standbild nur ein Grabmal mehr,
Wie sie in Erz und Stein zu tausend prangen,

Ein Markstein nur, ein Zeugnis des Gewes'nen,
Dem frischen Quell des Lebens weit entrückt,
Umspielt vielleicht von einem matten Hauch
Der bleichen Sehnsucht nach vergang'nen Tagen,
Belebt allein durch eines Dichters Traum,
Doch sonst nur mahnend, daß das Licht verlischt,
Und alle Erdenstimmen endlich schweigen?

Beschleichen will uns mit der stillen Wehmut,
Die dem Gedächtnis des Geliebten gilt,
Der herbe Zweifel, der die Welt durchbebt,
Ob selbst das Große der Vergangenheit
Noch Leben sei und neues Leben wecke?
Uns schlägt ans Ohr der Chor, der tausendstimmig,
Vom jungen Wein des Augenblicks berauscht,
Die Stunde nur, den Tag von heute preist,
Den Tag von gestern zu den Toten wirft,
Der den geweihten Boden, der uns trägt,
Die Musenstätte an der stillen Ilm,
Den Friedhof abgeschied'ner Geister tauft,
Der uns'res Glaubens an ein ewig Licht,
An eines Wirkens Dauer trunken spottet.

Doch klänge dieser wunderliche Chor
Noch wilder, schriller, als er uns umbraust,
Ist's denn so schwer, das Herz ihm zu verschließen?
Kann er ein Ohr, das leisern Stimmen lauscht,
Die aus der Tiefe, wo der Urquell rinnt,
Aus gold'nen Höhen offenbarend klingen,
Auch nur betäuben? Übertönt nicht ihn
Und all sein dumpfes, höhnendes: Was bleibt?
Ein bess'res Lied von reinem vollen Klang?

Braucht es hier mehr, um diesen Klang zu wecken,
Als einen Schritt und einen Morgenstrahl,
Der von dem First auf Goethes Gartenhause
Zum Gartenhaus, da Meister Liszt geweilt,
Hinüberblitzt bei jedem Frühehauch?
Des Morgenstrahles frisch erneuter Glanz
Ist Abbild nur des Strahls, der unvergänglich
In Wort und Ton, in tausend Werken lebt,
Die aus dem Urquell alles Lichtes stammen,
Des Strahls, der schlummert, aber nicht verrinnt!

Siegfreudig lauschen wir dem andern Chor:
Noch keine Nacht trank je der Sonne Glut,
Und keine Zeit verlöscht ein schaffend Leben,
Wenn groß das Leben, echt das Schaffen war!

Und so befehlen wir das Marmorbild,
Das treue Liebe, gute Kunst belebt,
Und das des Meisters Züge uns erneut,
Dem Schirm der Bäume, die es hoch umsteh'n,
Dem Schirme gold'ner, friedlich stiller Tage.
Wir hoffen, daß es mild und mahnend glänze
Aus dichtem Grün, so lang der edle Stein,
Den die Jahrtausende zu Staub nicht lösen,
In seinem Kern geheime Kraft bewahrt;
Wir wissen aber, daß des Meisters Seele
Das höchste Leben, das sich ihm erschloß,
In seinen Tönen tausendfältig waltet,
Aus seinen Tönen zwingend zu uns spricht,
Daß seines Wesens innerstes Gefühl,
Wie seiner Liebe unerschöpfte Fülle
Und seines Geistes rastlos hoher Drang

Im Ton Gestalt gewann, im Klange dauert;
Und nun das Auge sich sein Bild erneut,
So öffnet sich begierig Ohr und Herz,
Ihn selbst, den Unvergeßlichen, zu hören!

In Bildern, die der Töne Flut umspielt
Und sie verklärt dem Licht entgegenträgt,
Mag eine Schöpfung sich vor uns erneu'n,
Die dieses Tages, dieses Festes Sinn
Im bunten Rahmen wundersam uns spiegelt.
Ein Sinnbild dessen, was er hier gelebt,
Erscheint das Werk uns, dem wir wieder lauschen.
Wie Sankt Elisabeth, das Ungarkind,
Emporgeblüht im Grün des deutschen Landes,
Ob dem die Wartburg schimmernd sich erhebt,
Wie sie in Lebensglut und Himmelsdrang
Gereift zum rührend wundersamen Bilde,
So riß auch er sich von der Heimat los,
So reifte er in selbstgewählter Stille,
So rang er, welterfüllt und weltentrückt,
Nach Meisterschaft und höchster Offenbarung.
Und wie Elisabeth vor uns ersteht,
Getragen, lichtumwebt von seinen Weisen,
So wird sie heute, wird sie immerdar
Ihn, der sie schuf und den wir feiern, preisen.

Zur Schiller-Gedächtnisfeier.

(Dresden, 9. Mai 1905.)

Trüg' heute uns ein Sturm, von West nach Ost, durch
Deutschlands Gauen,
Er ließ aus Wolken Fest auf Fest in Stadt und Land
uns schauen,
Als stünden Lorbeern im Gefild rauscht' er in tausend
Kränzen,
Die alle heut' ein Heldenbild, ein Dichterhaupt umglänzen.

Dies Bild, so tausendfach geschmückt, dies Haupt, so hoch
getragen,
Dem Staub des Alltags schon entrückt in seinen Lebenstagen,
Dies Antlitz, leid- wie sieggeweiht, tritt heut' vor unsre Augen,
Als sollten Volk und Welt und Zeit aus ihm Erquickung
saugen.

Dies Haupt so kühn, so ganz enttaucht der Flut der Lebens-
nöten,
Von wundersamem Licht umhaucht aus ew'gen Morgenröten,
Läßt im Gedächtnisüberschwang, im Stolz auf alles Große,
Zu leicht vergessen, wie es rang mit seinem ird'schen Lose!

Doch ob, seit der gewalt'ge Mann den Preis des Lebens
zahlte,
Ein voll Jahrhundert schon verrann, das ihn mit Ruhm
umstrahlte,
So mahnt uns heut' der Frühlingstag, an dem er hin-
geschieden,
Daß er in Todesträumen lag und schied zu dunklem Frieden.

Und ob in Weimars Fürstengruft sein Staub zur Ruh
gebettet,
Und ob mit Deutschlands Licht und Luft sein Sang, sein
Schwung verkettet,
Ob gold'ne Sage ihn umwebt, mit Schleiern und Ge-
winden,
Wie er gestritten und gelebt, darf nimmer uns ent-
schwinden!

Und die nicht, die ihn tief verehrt, die hell für ihn entlodert,
Nachdem die Lebensglut verzehrt, nachdem der Leib ver-
modert,
Die nicht, die seinem hohen Schwung nachsangen ihre
Weisen,
Soll heute die Erinnerung zugleich mit Schiller preisen.

Nein! Jene, die an ihn geglaubt, da er noch schwer ge-
rungen,
Lang eh' er ward dies Heldenhaupt, vom Lorbeerreis um-
schlungen,
Die seiner Jugend rauhen Steig mit frischem Laub umzogen,
Die je nur einen Dornenzweig aus seinem Pfade bogen,

Nein, jene, deren Herz ihm schlug, bevor ihn alle nannten,
Die seines Genius Zug und Flug im Lebensdrang er-
kannten,
Die ihn getragen und gehegt im irdischen Getriebe,
Ums Haupt des Atmenden gelegt den Rosenkranz der Liebe,

Die preisen wir, die treten heut' aus seligem Gefilde,
Von unsres Dankes Hauch erneut, zu Schillers hohem Bilde,
Die rufen uns die Zeit zurück, der wir so ferne wohnen,
Wo ihm ein Stück von schlichtem Glück mehr galt als
alle Kronen!

Und sucht man heut' von Stadt zu Stadt den Katafalk
zu schmücken,
Und möchten alle sich ein Blatt aus Schillers Lorbeer
pflücken,
So lockt es uns und unsern Kreis auf seiner Jugend
Bahnen,
So mag ein schlichtes Spiel euch leis an gold'ne Tage
mahnen.

Hier ist des Dichters Boden auch, hier hat ihm Glück
gelächelt,
Hier hat der Freundschaft milder Hauch nach Kämpfen
ihn umfächelt,
Hier hat der Strom sein Herz gerührt und unsrer Hügel
Blauen
Zur Kindheit ihn zurückgeführt, zu Schwabens Heimatauen.

Hier ward sein Kahn in stiller Bucht gewiegt, nach
Sturmestoben,
Hier fand er Rast nach wirrer Flucht, hier fühlt' er sich
erhoben,
Hier gab das Haus, dem er gesellt, ihm tausend gute
Stunden,
Hier hat der Dichter eine Welt im engsten Kreis gefunden.

Nur Schatten sind es lichter Zeit, die wir herauf beschwören,
Weil sie zu seiner Herrlichkeit und doch auch uns gehören,
Gestalten, die auf seinen Ruf, dem gleichen Tag ent-
sprungen,
Da er, indem er Posa schuf, nach Ewigem gerungen.

Auch wir sind unsrem Volk gesellt im Preis des Reinen, Hohen,
Wir huldigen mit einer Welt dem Sieger, dem Heroen,
Doch ziert des Lorbeers ew'ger Glanz dies Haupt heut' allerwegen,
Darf Dresden einen Blumenkranz zu Schillers Füßen legen!

Epische Dichtungen.



Frauenbilder.

Thais.

Das Licht erglänzt, geschmückt mit Laube,
Ist zu Persepolis der Saal,
Im Becher schäumt das Blut der Traube,
Den Boden deckt ein üppig Mahl,
Der Blumen Düfte weh'n durch Hallen,
Weihrauch und Myrrhen sind entfacht,
Und wilde Freudenklänge schallen
Hinaus zur gold'nen Vollmondnacht.

Im Mund der Zecher tönet wieder
Der Jubel, den im Freudendrang
Anakreon, der Fürst der Lieder,
Der große Sohn von Teos sang —
Und lächelnd an der Freude Wiege
Heut' König Alexander ruht,
Der jüngst noch, auf dem Feld der Siege,
Die Stirn getaucht in Völkerblut!

Um ihn, bekränzt mit Efeuzweigen,
Die Helden der Hellenenwelt,
Dem König heut' im Freudenreigen
Wie sonst im Schlachtensturm gesellt,
Es ruhet zu des Königs Füßen
Ein rosengleiches, schlankes Weib,
Sie weigert ihm den Mund, den süßen;
Sie biegt ihm fern den schönen Leib.

Auch trinkt sie nicht: die Lippen faltet
Ein Lächeln, bitterm Schmerz entstammt,
Der Unmut auf der Stirne waltet,
Ihr dunkles Auge blitzt und flammt,
Die in der Seele Tiefen wohnen,
Sie steigen aufwärts allgemach,
Des Hasses und des Zorns Dämonen
In Thais Seele werden wach.

Zur lohen Flamme wächst der Funken,
Dem König trotzend springt sie auf,
Wohlan, ihr Helden! ruft sie trunken,
Vollendet euern Siegeslauf!
Dort schläft im schimmernden Palaste
Der Perserkönige Geschlecht,
Das frevelnde, das tiefverhaßte —
O laßt ihm werden heut' sein Recht!

Ihr gabt ein Ende seinem Reiche —
Ein Ende der Erinn'rung nun!
Soll Xerxes, soll Darius Leiche
Im goldnen Sarg in Frieden ruhn?
Es traf den Bruder mir, den teuren,
In dieser Stadt ein Perserstahl,
All, die ihr so beweint die Euren,
Folgt mir! und laßt dies Bacchanal! —

Sie ruft's, und ihre Blicke funkeln,
Der König führt sie jauchzend vor,
Er lächelt: Thais steht im Dunkeln,
Steckt eine Fackel ihr empor!

Aufspringen all vom Polstersitze,
Als wenn ein Gott empor sie riß,
Und stürmen, Thais an der Spitze,
Durchs schlummernde Persepolis!

Der Grabstadt Pforte stürzt zusammen,
Und Thais wirft den ersten Brand,
Wie leuchten grell umher die Flammen —
Und züngeln rasch empor die Wand:
Der Griechen Jauchzen tönet außen,
Der blaue Himmel färbt sich rot,
Und hoch hinan ein qualmend Brausen —
Es kämpft das Feuer mit dem Tod!

Im Runde helle Brände sprühen
Als der Vernichtung loher Gruß,
Es scheint die dunkle Flut zu glühen
Im rauschenden Araxesfluß;
Dem König sinkt das Weib zu Füßen,
Umblitzt von ihrer Rache Schein,
Sie beut die Lippen ihm, die süßen:
Mein Held, nun bin ich freudig dein! —

Das Licht erglänzt. Geschmückt mit Laube,
Mit frischen Rosen ist der Saal,
Im Becher schäumt das Blut der Traube,
Den Boden deckt ein üppig Mahl,
Die Trunknen läuten mit den Kelchen,
Der König jauchzet lustgewiß,
Und Thais teilt der Männer Schwelgen,
Denn draußen flammt Persepolis!

Ada Vitella.

I.

Die Julinacht umfängt die Lande,
Die Fluren liegen friedlich still,
Die See, sie wogt so stumm am Strande,
Als ob sie schlummern, träumen will;
Es spielen lichtumglänzte Wogen
Am klippenreichen Felsenhang,
Der waldgekrönt und waldumzogen
An Cyperns Strande zieht entlang.

Im dichten Hage wuchern Myrten,
Der Rosen= wie der Lorbeerstrauch,
Der schlanke Palmenbaum der Syrten
Er wiegt sein Haupt im nächt'gen Hauch,
Und duftig, üppig, weiße Dolden
Und volle Purpurkelche blühn,
Und tausend Sterne leuchten golden
Ob all dem nächtig dunklen Grün.

Da, wo der Fels an allen Stellen
Vom Laub des Hages dicht umschmiegt,
Hoch ob den leisbewegten Wellen
Im Dunkel eine Grotte liegt,
Wohl scheint's, als fänd' zu ihr die Pfade
Der Menschenfuß seit Jahren nicht,
Als läg' sie einsam am Gestade —
Doch aus der Höhlung schimmert Licht.

Es dringt waldein durch ihre Ritzen
Ein andrer als des Mondes Schein,
Denn einer Ampel flackernd Blitzen
Erhellt der Wände grau Gestein,

Das grelle Licht fließt innen milder,
Flammt doch der Ampel leichte Glut
Zu Häupten edler Marmorbilder,
An deren Fuß ein Jüngling ruht.

Hier in der Grotte tiefem Frieden
Verbirgt sich, was die Kunst erschafft,
Von dem Gebild' der Nereiden
Hinauf zum Zeus mit Blitzeskraft,
Und der die Bilder schuf, gestaltend,
Ruht jetzt, im Schlummer mit der Hand
Die Rechte Aphrodites haltend,
Auf schlichtem Lager an der Wand.

Ein Jüngling ist's, in dessen Zügen
Die Sorge und der Schmerz gelebt,
Der aber noch mit kühnen Flügen
Nach Freude, Licht und Schönheit strebt;
Vermag der Traum nicht wegzufächeln
Die Falten von der Stirne klar,
So hat er doch ein selig Lächeln
Gezaubert auf der Lippen Paar.

Der Bildner schlummert fest — ein Rauschen
Vom Strande dringt zu ihm heran,
Das Haupt erhebt er nicht zu lauschen
Den leichten Schritten, die sich nahn.
Nun regt sich's draußen in den Zweigen,
Nun tritt es in der Grotte Licht,
Und über ihn mit holdem Neigen
Beugt sich ein Frauenangesicht.

Nun faßt ihn eine warme Rechte,
Wo er ergriff die Marmorhand,
Des schönsten Haares reiche Flechte
Senkt sich auf seiner Stirne Rand;
Das ruft ihn wach! Mit starken Armen
Hält er umfaßt den schönsten Leib,
Und zwischen Küssen, glühend warmen,
Erklingt es: Ada, holdes Weib!

Das seltne Paar hält sich umschlungen
Und blickt sich liebeinnig an,
Der Jüngling ist emporgesprungen:
Ich sah im Geist dich, Teure, nahn;
Vor meinem Auge zog vorüber
Mein Lebenstraum im raschen Flug,
Und schien er mir erst trüb und trüber,
Dein süßes Bild gab Licht genug!

Es hatte seltsam mich umwoben
Der Traum mit seinem Wunderglanz,
Denn wieder schaut ich mich im Toben
Der weiten Straßen von Byzanz,
Die ich betrat mit frohem Wähnen,
Die ich so hoffend sah und pries,
Und die ich dann, im Auge Tränen,
Im Herzen Weh und Zorn, verließ.

Du weißt, ich kam aus kleinem Orte,
Wo niemals ich von Kampf und Gram,
Nur meiner Mutter Liebesworte,
Des greisen Lehrers Rat vernahm;

Wo ich der Kunst mein Jugendstreben,
Den Ernst, den Fleiß durch lange Zeit,
Und dann mein schaffend Traumesleben,
Wie meines Armes Kraft geweiht.

Wohl hatte schon der Greis vernommen,
Bei dem den Meißel ich geführt,
Es sei, am Pfaffenzorn entglommen,
Ein Brand für unsre Kunst geschürt,
Sie solle als ein Kind der Heiden
Verdammt, verbannt, vernichtet sein —
Unglaublich klang der Ruf uns beiden:
War doch die Kunst so groß, so rein!

Man zog mich auf in Christi Glauben,
Man lehrte wohl mich jede Pflicht —
Daß wir des Schönen uns berauben,
Begehrt der Herr und Heiland nicht;
Und frischen Muts, mit gutem Wissen,
Sah mich ein Maienmorgen ziehn,
Aus meiner Lieben Arm gerissen,
Zur goldnen Stadt des Konstantin!

Hier aber fand ich, mächtig drohend,
Den wir belächelt, jenen Wahn,
Der Bildnersäulen stürzt, und lohend
Mit Bränden strebte himmelan;
Statt der geträumten Lorbeerkrone,
Statt Siegesfreude, Glücksflut,
Gab mir das Schicksal, wie im Hohne,
Den Bildersturm, des Pöbels Wut.

Sieh: mit der Priester Fluch beladen,
Bedroht mit Tod, so zog ich aus,
Entfloh nach Cyperns Waldgestaden —
Da barg mich deines Vaters Haus,
Und ward ich bald auch hier gezwungen,
Mich zu verbergen, gleich dem Dieb —
Ich hatte dich, mein Weib, errungen,
Das beste Glück war mein und blieb.

Doch Adas Antlitz, rosig blühend,
Beim letzten Worte wird es blaß;
O, daß es blieb! doch wild und glühend
Verfolgt die Kunst auch hier der Haß.
Dich birgt die stille Meeresgrotte?
Doch wie dein Weib im schwanken Kahn
Dir nächtlich naht, so dringt die Rotte
Des Bildersturms vielleicht heran?

Wohl wollt' ich gern mich alle Nächte
Vertraun dem Meer im schwanken Boot,
Wenn mehr, als nur mich selbst, ich brächte,
Wenn Ruh' und Friedensmorgenrot
Ich jemals dir verkünden sollte;
Wenn jemals noch ein Tag erstieg,
An dem das Glück die Kugel rollte
Für deine Ehren, deinen Sieg!

Ich hofft es sonst, mein Freund! Doch heute
Scheint all mein Hoffen eitel Spiel,
Denn wisse, daß dem Wahn zur Beute
Der schöne Letotempel fiel;

Er ward gestürmt vom blinden Volke,
Ein Priester führte es: Eustach!
Wie eine dunkle Wetterwolke
Der Schwarm die Säulenpracht zerbrach!

Mein Vater wehrte! Doch voll Spottes
Rief ihm Eustach: Ein jeder Christ
Gibt seinem Gotte das, was Gottes,
Dem Cäsar, was des Cäsars ist,
Und Gottes sind die Götzen immer,
Und also brennt, zerschlagt, zerstört,
Hier wird der Vogt Vitella nimmer,
Des Höchsten Priester wird gehört!

Bang zog ich, als die Sonne schlafen
Im blauen Wellenlager ging,
Mein Boot aus stillverborgnem Hafen;
Da Dunkel mich und Nacht umfing,
Ward mir so bang; von Weh und Kummer
Am Strande klang der Windeshauch,
Nun find' ich dich im süßen Schlummer —
Doch ach; dein Traum erschreckt mich auch!

Der Jüngling schüttelt leicht die Locken,
Auf Adas Schulter ruht sein Haupt:
Noch bleib' ich ruhig, unerschrocken,
Denn meine Seele weiß und glaubt,
Es müssen andre Tage kommen,
In denen alles Schöne siegt,
Von neuem Morgenrot umglommen
Die Welt der Kunst zu Füßen liegt.

Doch wollt' ich oft, es wär' gesunken
Zugleich mit Hellas Volk und Land
Die Liebe, die mich gottestrunken
Ans Sterbebett der Schönheit band;
O hätt' als Grenze aller Taten
Der Perserpfeil, der tödlich traf
Einst Julian, den Apostaten,
Auch unsre Kunst gesenkt in Schlaf!

Wie ist des Bildners Ton so bitter,
In dem er solche Worte spricht,
Wie unmutvoll er Marmorsplitter
Mit nerv'ger Hand zerschlägt, zerbricht,
Und doch wie rasch ist er verflogen,
Der Unmut und der heiße Zorn,
Da süßen Heiltrank er gesogen
Von roter Lippen Labeborn.

Denn Adas Arm umfängt ihn wieder,
Und sie, die erst so bang erschien,
Sie kämpft geheim das Bangen nieder
Und spricht ihm Mut und tröstet ihn,
Da springt er auf, zu seinem Bilde
Der Schaumgebornen tritt er neu,
Das Adas Reiz und Liebesmilde
In jedem Zuge spiegelt treu!

Ihr Bild im Bild der Göttin lebet,
So wie es manche Frühlingsnacht
Vor seinem Auge hold geschwebet
Mit seiner Schönheit süßer Macht;

Er tritt ans Werk mit raschem Wallen,
Und durch die Grotte alsobald
Des Meißels Schläge mächtig hallen,
Indessen draußen rauscht der Wald.

II.

Es ruht im Tal ob jedem Wipfel
Der Mondstrahl, golden, hell und rein —
Nur fern auf eines Berges Gipfel
Ein greller roter Feuerschein!
Ringsum nur Regung in den Zweigen —
Von jener Höhe, waldgekrönt,
Ein dumpfes Lärmen in das Schweigen
Geheimnisvoll herniedertönt.

Und nahe klingt mit einem Male,
Was dumpfes Brausen eben nur,
Der grelle Schein senkt sich zu Tale,
Erhellt als Fackelglut die Flur:
Kaum mag das Auge es erfassen,
Wie schnell sie dem Gestade nahn:
Mit Waffen bunte Volkesmassen,
Ein Priester trägt das Kreuz voran.

Und um den Priester braust die Menge,
Wie um den Felsen braust die Flut:
In seinen Mienen Zorn und Strenge,
In aller Mienen wilde Glut.
Der Priester deutet nach dem Lichte,
Das aus des Bildners Grotte fließt,
Er winkt — mit gläubigem Gesichte
Die Menge enger ihn umschließt.

Er schwingt das Kreuz, und Zornesworte
Entströmen ihm; sie schallen laut:
Dort ist der Sünde breite Pforte,
Die Höllenpforte, die ihr schaut,
Dort ist des Heidengreuels Stätte:
In jener Grotte birgt er sich,
— Als ob der Herr nicht Augen hätte! —
Der unserm Glaubenszorn entwich.

Der Bildner, der aus totem Steine
Noch heut' die toten Götzen ruft,
Sonst schuf er sie im Tagesscheine,
Jetzt schafft er sie in dunkler Gruft;
Uns aber darf es nicht entschwinden,
Daß, als die Götzen hoch gethront,
In Höhlen nur das Kreuz zu finden
Und Christus Grüfte nur bewohnt.

Klar müsse euch vor Augen liegen
Das Bild der kaum entschwundnen Zeit:
Da jenen Opferwolken stiegen
In stolzer Sündenherrlichkeit,
Da brannten Flammen, die die Kinder,
Die Jünger Christi wild verzehrt —
Wißt: Gottes Liebe ist nicht minder,
Allein sein Cherub trägt ein Schwert!

Und nicht allein der Götzenmeister
In jener Grotte jetzt verweilt,
Mit ihm — umstrickt durch böse Geister —
Ein Weib die Sündengrotte teilt,

Ein christlich Weib aus unsrer Mitte,
Das Vogt Vitellas Tochter ist,
Vergißt so Gott, als Zucht und Sitte,
Und täuscht uns noch durch schlaue List.

Sie kommt zur Nacht im Kahn, voll Scheue,
Und kehrt zurück beim Morgengraun,
Ihr werdet sie — des Herrn Getreue —
Die Ungetreue zitternd schaun!
Dort — hebt die Fackeln! — seht sie stehen,
Sie trat mit ihm zum Felsenbruch!
Euch soll der Geist des Herrn umwehen
Und jene dort des Herren Fluch!

Wohl trat an ihres Gatten Seite
Ada, emporgeschreckt, hervor,
Sieht Scharen, wie bereit zum Streite,
Der Fluch des Priesters trifft ihr Ohr;
Noch zögert sie, sie scheint zu sinnen,
Nun faßt sie schnell des Bildners Hand:
Den Pfad hinab und rasch von hinnen,
Mein Boot erwartet uns am Strand!

Und abwärts wollen beide eilen,
Da wird die Menge laut und wach,
Ein Hagel klirrt von scharfen Pfeilen
Mit wildem Hohn den Flücht'gen nach;
Ein Pfeil streift machtlos ihre Glieder,
Ein zweiter seine Brust erreicht —
Der Jüngling stürzt am Pfade nieder,
Er röchelt: Ada! — stöhnt und schweigt. —

Zu seinen Füßen hingesunken
Liegt Ada, ohne einen Laut,
Empor zu ihr, vom Zorne trunken,
Die Schar der Mörder klimmt und schaut,
Doch faßt ein Schweigen das Gewimmel,
Wie Ehrfurcht vor dem tiefsten Weh,
So lautlos schrie empor zum Himmel
In ihrem Schmerz einst Niobe!

Und nur der Priester bricht das Schweigen,
Er schwingt aufs neu' sein Kreuz und spricht:
Dir will der Herr noch einmal zeigen,
Zum letztenmal sein Angesicht,
Es ist ein Zeichen seiner Gnade,
Daß diesen hier sein Blitz gefällt,
So laß fortan die Sündenpfade
Und laß fortan die eitle Welt!

Und büße ab, was du gesündigt,
Mit Fasten, Tränen und Gebet,
Dir hat sich Gottes Zorn verkündigt
Für Heil und Reue nicht zu spät!
Was zauderst du? O laß die Leiche
Des Sünders, die dein Arm umschlingt,
Von diesem Orte flieh und weiche,
Dein ferner Weilen Unheil bringt!

Noch kniete Ada vor dem Toten,
Gelehnt an starre Felsenwand,
Im Fackelschein, im dunkelroten,
Vom Nachthauch flattert ihr Gewand!

Nun tritt sie fest, mit stolzem Schreiten
Auf einen Felsenvorsprung hin,
Zu dessen Fuß die Wogen gleiten,
Und ruft mit ungebeugtem Sinn:

Daß du vergleichst mit Gottes Blitze
Den schnöden Mord, den ihr verübt,
Mit Gottes Blitz des Mordpfeils Spitze —
Nicht staun' ich drob! — Euch ist getrübt
Der klare Sinn von heißen Gluten,
Ihr nennt ja Licht den trübsten Schein
Und wascht mit frommer Worte Fluten
Vom Blut die Mörderhände rein!

Doch du, der mir mit stolzem Wähnen
Von Reue und von Buße spricht,
Dir sag' ich: wahrlich brauch' ich Tränen,
Doch Tränen für mein Tuen nicht!
Was war mein Tun? ich hegte Treue
Für den, den euer Sinn verdammt —
Doch um die Liebe will nicht Reue
Der Gott, von welchem sie entstammt!

Ihr flucht der Liebe, flucht dem Schönen,
Ihr flucht der heilig hohen Kunst,
Euch wird kein Wort, kein Werk versöhnen,
Ihr seid umwallt von Wahnesdunst;
So geht denn ein in diese Grotte,
So folgt denn eures Eifers Ruf!
Zieh ein, Eustach, mit deiner Rotte,
Zerstöre, was mein Gatte schuf! —

Es werden aber Zeiten kommen,
Wo euer Wahn kein Herz betört,
Dann möchte euch die Kunst wohl frommen,
Die ihr verfolgt jetzt und zerstört,
Dann aber wird die Kunst sich rächen:
Sie wird euch keine Strahlen leihn,
Wird nie zu euren Seelen sprechen
Und wird für euch verloren sein. —

Nicht mag ich welken und versiegen
Und unter euch nicht leben mehr;
An diesen Küsten ist gestiegen
Des Lebens Göttin aus dem Meer.
Ihr treibt sie jetzt mit rohem Hasse
Hinweg von euch! — mein Gott, vergib,
Daß ich ein Leben freudig lasse,
Dem nichts, was du gesandt, verblieb!

Sie ruft's — schon dringen an die Massen,
Die zitternd fast dem Wort gelauscht —
Man sieht den Toten sie erfassen:
Ein Sprung — die Meereswoge rauscht,
Und himmelauf die Tropfen spritzen —
Die Scharen stehen wie versteint,
Bis fern auf der Gebirge Spitzen
Des Morgens erste Röte scheint.

Monologe.



André Chenier.

Die Sonne durchstrahlte des Kerkers Raum,
Der Dichter erwachte aus letztem Traum —
Er hörte vom weiten Paris das Brausen,
Und die Schritte der Wachen tönten außen.

Er lächelte still. Von der hohen Stirn
Verscheucht er des Schmerzes letzte Wirrn,
Die blitzenden Augen sahn in die Runde,
Sie grüßten Gefährten der letzten Stunde.

Den Weinenden drückte er stumm die Hand,
Den Lächelnden lächelnd zugewandt
Rief er, ordnend den Kranz der Locken:
So laßt uns denn läuten die Todesglocken!

In der Stille der Nacht von Seufzern umweht,
Da hab' ich gehalten mein letztes Gebet!
Beim Blute der Reben, mit lichtem Scheinen,
Geziemt es niemand Tränen zu weinen.

Bringt denn das blitzend geschliffene Glas
Und füllt's mit heiligem roten Naß,
Ich scheuchte mein Leben hindurch die Sorgen,
Wie sollte mir bangen am letzten Morgen?

Kein Priester bietet Trost mir dar,
Ich trage in mir den Hochaltar.
Versöhnung und Vergebung spricht er,
Der Priester in meiner Seele, der Dichter.

Stoßt an, Gefährten, und tragt nicht Leid,
Uns fällt der durstige blasse Neid,
Und doch — die Gläser laßt uns erheben:
Die Freiheit mit der Schönheit soll leben!

Die Schönheit bleibt des Lebens Licht,
Der Henker von Arras verscheucht sie nicht,
Sie wird sich neue Jünger werben,
Und ließ man noch hundert Dichter sterben.

Und bis die Freiheit nicht erkennt,
Daß von der Anmut, der Schönheit getrennt
Zum Spotte werden die Güter des Lebens,
So lange kämpft und ringt sie vergebens.

Noch ist sie fern, die goldene Zeit —
Und drum, Genossen, zum Sterben bereit!
Es sollte das Heil für uns nicht kommen,
So mag ihm unser Tod denn frommen!

Stoßt an, Gefährten! der letzte Trunk!
Sie halten uns keinen Leichenprunk,
Keine Glocke klingt auf dem Wege uns heute,
So töne dafür dies Gläsergeläute!

Im Kerker sich das Sonnenlicht
Am Glas voll funkelnden Weines bricht,
Dem Dichter die Wangen sich höher färben,
An der Mauer schlägt er den Becher in Scherben!

Aetius.

Kühl strich der Wind durch feuchte Tiefen,
Die Feuer glühten frischentfacht,
Vielhunderttausend Krieger schliefen
Im Antlitz der Entscheidungsschlacht,
Viel Tausend schauerten am Hage,
In halber Glut und halbem Frost,
Entgegen ihrem letzten Tage,
Der mählich dämmerte im Ost.

Der Katalaunenfelder Flächen
Bedeckt das Kriegsvolk einer Welt:
Dort, gleich den stromgewordnen Bächen,
Die hoch der Wettersturm geschwellt,
Der Gottesgeißel wilde Heere,
In denen jede Zunge hallt,
Die von des Nordens fernem Meere
Bis zu den Steppen Asiens schallt.

In dichte Lager fest geschlossen,
Entgegen diesem Völkerstrom
Mit seinen deutschen Bundsgenossen
Das Heer des kaiserlichen Rom!
Das letzte Heer, die Flut zu dämmen,
Die über alle Lande neigt,
Ein Tag vermag sie noch zu hemmen,
Ein Tag — und dessen Sonne steigt.

Trifft in der dichterfüllten Runde
Nur wenige der Ahnung Gruß,
So fühlt doch tief den Ernst der Stunde
Der Feldherr Roms, Aëtius,

Ob er die Augen auch geschlossen,
Der Völkerhorden Sprachgewirr,
Geschrei, Gestampf von Hunnenrossen,
Durch seinen Schlummer klingt es irr.

Und eh' die Morgengluten schauen
Zum leichten Zelte, da er schlief,
So zuckt er auf in bangem Grauen,
Er fährt empor, er atmet tief,
Ihm war's im wilden Traumesfieber,
Als ob der Lorbeer ihn umweht,
Und doch die Kaiserstadt am Tiber
In Trümmer fällt, in Flammen steht.

Da hebt der Römer seine Hände
Zum Himmel auf und ruft empor:
Wohl deut' ich mir die Glut der Brände
Und Roms zerfallnes Siegestor!
Mich will der finstre Traum gemahnen
An dumpfe Furcht, die uns gesellt,
An schweres dunkles Zukunftsahnen
Vom Untergang der Römerwelt.

Umsonst dies neue Völkermorden,
Denn, glänzt dir selbst des Sieges Stern,
Die alte Welt ist morsch geworden,
Ist faul, ist hohl im tiefsten Kern,
Um was du streitest, ist Verwesung,
Die Sitte, wie des Lebens Pracht,
Bei jenen Horden ist Genesung,
Für sie der Tag, für uns die Nacht!

So hat es dumpf in mir geklungen,
Als ich zu Nacht im Sinnen lag,
So will's, in meinen Traum verschlungen,
Mir trüben den Entscheidungstag;
Fluch jeder Zeit, die so zerspalten,
Daß Zweifel durch die Herzen bebt,
Im Kampfe mutig zu erhalten,
Was heilig ist und wirkend lebt!

Doch Herr, ich wag's! Nicht kann ich wissen,
Wie deine Hand die Zukunft lenkt,
Wird uns der Erde Zaum entrissen,
Wird jenen Horden er geschenkt?
Doch wüßt' ich selbst, sie sind erkoren,
Hier hielt ich dennoch treulich aus,
Und wär' ich tausendmal verloren,
Hier würd' ich stehn im Völkerstrauß.

Du magst für das Jahrtausend walten,
Ich streite nur für mein Geschlecht,
Ihm will ich einen Tag erhalten,
Was Sitte, Schönheit, Maß und Recht;
Die Welt des Edeln soll sich raffen,
Und ehe siegt der Roheit Macht —
So gilt's noch einen Streit der Waffen,
Noch eine Katalaunenschlacht!

Hadrian in Tivoli.

Der Anio donnert in die Kluft,
Die Wasserschäume zischen,
Der Kaiser schaut zur Stromesgruft
Hinab, umhaucht von Rosenduft,
Aus kühlen Marmornischen;
Sein Auge folgt mit düsterm Glühn
Dem Flutensturz, dem Tropfensprühn,
Und wieder, immer wieder
Senkt er den Blick hernieder:

Ein blödes Spiel ist's, wenn im All
Sinnlose Kräfte währen,
Die in den Tod mit wildem Schall
Sich stürzen, wie der Wasserschwall,
Und doch sich neu gebären;
Dräng' nur ein Hauch zum nächsten Stern,
Ein Tropfen in der Erde Kern —
Es müßte uns gelingen,
Zur Urkraft nachzudringen.

Wer schaut den Tropfen, faßt den Hauch,
Der ins Verborgne leitet?
Wer weiß, ob aus den Tempeln auch
Ein Hymnenklang, ein Opferrauch
Bis zu den Göttern gleitet?
Der Himmelswölbung Lichtazur,
Der Tiefe Felswand — ohne Spur
Sind sie vom Nieerschloßnen,
Vom Ursprung des Entsproßnen.

Uns läßt die karge Spanne Zeit
Nur eine dumpfe Frage —
Rom und die Welt, Genuß wie Streit
Sind schal, und schal die Herrlichkeit
All meiner Kaisertage,
Wenn ich der Frage, rätselvoll,
Nie eine Lösung finden soll
Und wie der Strom verrausche,
Dem ich hier müßig lausche! —

Indessen so der Kaiser träumt,
Schielt, hinter der Agave,
Zum Kissen, purpurn, goldgesäumt,
Zum Weinkrug, drinnen Kühlung schäumt,
Ein brauner Gartensklave
Und wähnet, wenn er weich dort säß
Und schlürfte aus dem Goldgefäß,
Daß er der Götter spotte
Und würde selbst zum Gotte!

Der Prophetenschüler.

Buch der Könige I, 18.

Drunten ließ ich das Grauen,
Ließ ich des Todes Schrei,
Hier von der Klippe schauen
Kann ich ins Blachfeld frei,
Über dunklem Gewimmel
Ragt des Elias Gestalt,
Und dem zürnenden Himmel
Tut sein Gebet Gewalt.

Dräuend hebt er die Hände,
Blutige Hände auf,
Über ödem Gelände
Liegen Tote zuhauf;
Rot am Bach sind die Kiesel,
Rot die Wellen dazu,
Und des Blutes Geriesel
Färbte auch mir die Schuh.

Sohlen und Riemgeflechte
Schleudr' ich tief in den Dorn,
Schleuderte so die Rechte
Von mir Ekel und Zorn,
Daß aus dem Gotteswächter,
Der mir das Herz erfüllt,
Sich ein blutiger Schlächter,
Sich ein Henker enthüllt.

Zu dem hohen Propheten,
Dem ich Blöder vertraut,
Bin ich zitternd getreten,
Heischend göttlichen Laut,
Hier in des Karmels Klüften,
Die der Wind jetzt durchrauscht,
Hab' ich bei heißen Lüften
Feuerworten gelauscht.

Über der Berge Zügen,
Über der Wogen Nacht,
Über der Wolken Flügen
Sah ich Jehovas Macht;

Wie der Schößling im Grunde
Lechzt nach Quellengerinn',
Hing an Elias Munde
Dürstend Seele und Sinn.

Die aus der Wolken Kräuseln,
Die aus dem flutenden Licht,
Die aus des Tauwinds Säuseln,
Die aus dem Donner spricht,
Gottes lebendige Stimme
Scholl aus Elias Wort,
Dröhnte aus seinem Grimme,
Labte mich fort und fort.

Mit ihm trotzt' ich der Schande,
Mit ihm litt ich die Qual,
Daß weithin durch die Lande
Götzen erhöht, gleich Baal;
Mit ihm zürnt' ich den Feigen,
Flucht' ich heidnischer Brut,
Die vor Moloch im Reigen
Opfert' ihr eignes Blut.

Als Elias zum Streite
Baal und die Seinen rief,
Stand ich fest ihm zur Seite,
Lachend Baals, der da schlief,
Half ihm den Altar schichten,
Trotzend der Heiden Spott,
Half ihm das Opfer richten,
Gläubig flehend zu Gott.

Nur von des Karmels Spitze
Zog ein Wölkchen ins Land,
Doch es zuckten die Blitze,
Doch es flammte der Brand,
Doch das Feuer vom Himmel
Fraß das Opfer im Nu,
Und des Volkes Gewimmel
Jauchzte Elias zu.

Tosend aus tausend Kehlen
Drang ein Aufschrei hervor —
Und ich wähnte: die Seelen
Riß der Prophet empor,
Schlüge durch starre Rinden
Tief in der Herzen Kern,
Riß vom Auge die Binden
Mit dem Sturme des Herrn.

Da vernahm ich, erblassend,
Seinen Aufschrei nach Blut,
Aus dem Auge brach hassend
Wilde verborgne Glut,
An Baals Priestern zur Rache
Rief er die Masse auf,
Purpurn nieder zum Bache
Strömte des Blutes Lauf.

Meines Flehens nicht achtend,
Wild mich schüttelnd am Arm,
Schnaubend, würgend und schlachtend
Führt' er den Mörderschwarm;

Und ich floh zu den Klippen,
Tief durchs Herz ging ein Riß,
Bittern Tod auf den Lippen,
Meiner selbst nicht gewiß.

Den der Himmel verkündet,
Er, mein Trost und mein Heil,
Er, der die Herzen entzündet,
Hat am Greuel nicht teil.
Was der Prophet gesprochen,
Macht sein Mordstahl zum Spott,
Blut hat Elias gerochen,
Nicht deinen Odem, Gott!

Dort an der Felsenspitze
Schwebte der Wolke Rand,
Lohen sah ich die Blitze,
Lodern sah ich den Brand;
Wem jenes Opfer brannte?
Gott, den ich sah im Licht,
Gott, wie ich ihn erkannte,
Du, mein Gott, warst es nicht!

Der Mönch vom Walchensee.

Vom Himmel wie vom Berge fließt der Schnee
So dicht, als wollt' er füllen Tal und See.

Der Weihnachtstag bleibt Nacht, schier wie vordem
Im Stall und auf der Trift zu Bethlehem.

Nur strahlt kein goldnes Licht vom Christkind aus,
Kein Hirtensang dringt in dies öde Haus!

Die Klosterbrüder sind hinausgeschwirrt,
Als Weihnachtsgäste zu dem Fischerwirt.

Nur ich, der Büßer, den kein fremdes Dach
Je schirmen darf, blieb einsam im Gemach.

Wie Schnee das Land, hüllt mich der Reue Weh,
Mein Herz erstarrt, wie dort der Walchensee.

Und blick' ich rückwärts in des Herdes Glut,
So schau' ich statt der Flammen rotes Blut.

Und vor die Augen drängt es mir den Tag,
Da Kaiser Albrecht unsrem Stahl erlag.

Ein Fluch aus seinen Augen, todumgraust,
Lähmte, wie Blitzschlag, meine Mörderfaust.

Und da verröchelte der Kaiserohm,
Gefror in mir des Hasses heißer Strom.

Noch ohne Reue, aber tief entsetzt,
Ward ich in wilder Flucht hinweggehetzt.

Die Mordgenossen flohen andren Pfad —
Und ihre Leiber flochten sie aufs Rad.

Gott wußt' es, wie ich solchem Los entrann,
Gott wußt' es auch, welch Leben ich gewann!

Mit dem verglichen, dünkt mich heut' ein Nichts
Die schärfste Leibesqual des Hochgerichts.

Hin bis Sankt Peter schleppt' ich meinen Fluch,
Und lauschte zitternd auf des Papstes Spruch.

Und der erklang: In deiner Jahre Lauf
Such immerdar die ärmsten Klöster auf.

Und wo man duldet deine Gegenwart,
Sei nichts zu arm, zu niedrig dir, zu hart.

Den strengsten Dienst tu überall allein,
Wo sie auf Stroh sich betten, wähle Stein.

Wo sie beschränken sich die nächt'ge Ruh' —
Zwei Stunden mehr des Schlummers kürze du.

Von dürft'ger Nahrung, jedem Mönch bereit,
Die Hälfte brichst du ab dir jederzeit.

Und dies, o Schwabenherzog, sei dir kund,
Kein Tropfen Wein labt fürder deinen Mund.

Und dreißig Jahre — zähle wohl! — versucht
Dein Gaumen weder Fleisch, noch süße Frucht.

Auf keines Weibes Haupte darf von nun
Dein heißes Auge auch nur flüchtig ruhn!

Doch wenn du dreißig Jahre so entbehrt,
Dann sei, was andre labt, dir unverwehrt.

Erlebst du solchen Tag, bekenn dann laut,
Daß ich auf deiner Seele Grund geschaut.

So sprach der Papst, Gott weiß es, er sprach wahr —
Heut' sind verronnen seine dreißig Jahr.

Ergründet habe ich viel tausendmal
In ihrer Tage, ihrer Nächte Qual:

Was mich erfüllt, da ich, ein frevler Tor,
Mich wider meinem Ohm und Herrn verschwor.

Sah ich nicht gleißen Schlösser bunten Scheins,
Prunkhafte Tafeln, Ströme goldnen Weins?

Hört' ich nicht locken froher Hörner Klang,
Wenn ich als Jägerfürst zu Roß mich schwang?

Sah ich nicht leuchten blonder Dirnen Haar,
Und boten rote Lippen sich nicht dar?

Schwoll nicht das Leben, wonnevoll und heiß,
Vor meinen Augen, als des Mordes Preis?

In dreißig Jahren lernt' ich, was es frommt,
Sich Leben träumen! — Ha, da pocht's, wer kommt?

Ist es das Leben, das mir schnöd' entrann?
Und sucht mich's noch, den reuzerquälten Mann?

Ich muß hinaus, allein, wie stets zuvor —
Dort steht ein Kind, ein blondes, vor dem Tor.

Des Fischerwirts zehnjährig Liesel ist's,
Sie bringt die Gaben mir des heil'gen Christs:

Ein weißes Brot, ein Stück gebratnen Fisch,
Zwei herbe Äpfelein vom Weihnachtstisch.

Nimm, was du dreißig Jahre nicht gehabt,
Und siehe, Schwabenherzog, ob dich's labt.

Sag' Dank und streich' des Dirnleins rötlich Haar —
So macht das Leben Menschenträume wahr!

Astorga.

Die Sonne brennt heiß auf meine Stirn
Wie in Palermos Gassen,
Sie blitzt ins Auge, sie pocht ans Hirn,
Weckt altes Lieben und Hassen;
Was folgst du mir nach, italisch Land,
Mit Sinnengluten und Sonnenbrand?
Wir sind und bleiben geschieden;
Was hüllst du dich, urewig Leid,
In neuer Träume Flitterkleid?
Dahinten ließ ich Streit und Neid
Und suche nichts als Frieden.

Ich war gewarnt, wie nie ein Tor,
Der an das Leben glaubte,
Wie sprang der Blutstrahl hoch empor
Von meines Vaters Haupte.
Sie zwangen mich ja voll Schmerz und Graun,
Sein blutig Ende anzuschaun,
Da ich ein Kind gewesen.
Doch ehe er fiel von Henkershand,
Sein weinendes Auge mir zugewandt,
Der letzte Blick, den er gesandt,
Was ließen sie mich lesen?

Sie sprachen schmerzvoll: Flieh die Welt,
Entwinde dich ihren Qualen,
Sie läßt die Stunde dich, lichterhellt,
Mit dunkeln Jahren zahlen,
Ihr goldenster Schimmer ist Verderb,
Sie lockt dich süß und lohnt dich herb,
Wenn du an sie dich kettest —
Sie häuft der Sünden dunkle Last,
Sie drängt dich weiter ohne Rast,
Bis dich der letzte Kummer faßt,
Wie du die Seele rettest.

Ich las, so jung ich damals war,
So deutlich all sein Mahnen,
Er wies den Lebensweg mir klar,
Ich ging doch andre Bahnen:
Wie Wolkendunkel ein Purpursaum,
Umfing mein Leid ein Glückestraum,
Leis weckend alle Sinne,

Nicht lange trotzte mein Schmerz dem Trug,
Und ob mein Herz auch bänger schlug,
Es faßte mich wild des Blutes Zug
Zur Fahrt nach Ruhm und Minne.

Und was die innre Stimme rief,
Ihm mochte ich nicht mehr lauschen,
Ins bunte Weltmeer taucht' ich tief
Und ließ es um mich rauschen;
Dem Wogenschimmer gab ich mich,
Und ob er vor dem Schwimmer wich,
Ich wollt' ihn halten und fassen! —
Nun hab' ich Lebensjahr um Jahr,
Der Seele Reinheit, des Auges Klar,
Schier alles, was mein eigen war,
In Meerestiefen gelassen.

Und meine Kunst? Wohl blieb sie treu,
Sie hat mir nie gelogen,
Sie heilte das Herz, das wund von Reu',
Sie hob mich aus den Wogen,
Sie ließ mich, mitten im Erdengraun,
Des Himmels Pforten offen schaun,
Den Himmel klar und heiter,
Und schuf ich ohne Zwang und Wahl,
Traf mich vom ew'gen Licht der Strahl,
Als würde der Notenzeichen Zahl
Zu Sprossen der Jakobsleiter.

Und doch und doch — wie faßt mich's wild,
Wer löst die dunkle Frage:
Ist sie noch Gottes Ebenbild
Wie wir am Schöpfungstage?

Blieb in der Zeiten Drang und Zug
Die Kunst noch rein vom Erdentrug,
Sank nicht mit uns die hehre?
Ward nicht auch sie zum eitlen Schein?
Wohl hielt ich meine Töne rein,
Ich schuf zu Gottes Ehre allein —
Doch will Gott solche Ehre?

Und als am Kreuz hing Gottes Sohn,
Maria stand in Schmerzen,
War's denn ein goldner süßer Ton,
Der fuhr durch ihre Herzen?
Klang ihm des Weltalls Harmonie?
Da er empor zum Vater schrie:
Herr, hast du mich verlassen?
Da bäumt' es wild in mir empor,
Als müßt' ich, was entzückt das Ohr,
Und selbst der Trauer dumpfen Chor
Gleich meinen Sünden hassen.

Auch weiß ich längst, mit jedem Klang
Erwacht des Herzens Wähnen,
Erwacht der Sinne alter Drang
Und endet doch in Tränen!
Zeit ist es, daß ich von mir tu',
Was mich emporschreckt aus der Ruh'
Und aufreißt meine Wunden —
Wo keiner meine Sprache spricht,
Wo alle beten still und schlicht,
Wo reizlos Pflicht sich reiht zu Pflicht,
Da mag ich noch gesunden.

Dort rauscht der dunkle Böhmerwald,
Dort stehen des Klosters Hallen,
Die Pforten auf! — so hör' ich bald
Des Sarges Deckel schallen;
An Weltglück arm, an Kunst noch reich:
Hier opfr' ich Welt und Kunst zugleich,
Will stumm mich Gott versöhnen —
Die Eichen rauschen am Bergeshang,
Die Sonne klingt im Niedergang,
In meiner Brust erstirbt der Klang —
Ich lausche Gottes Tönen!

Balladen und poetische Erzählungen.



Die Sonne von Austerlitz.

Matt flackerte das Feuer
Am feuchten Fichtenstamm,
In Trümmern einer Scheuer,
Da saßen sie beisamm',
Da schauten nicht wie Krieger,
Nicht keck, nicht kühn, nicht frei,
Der Moskwa stolze Sieger
Vom Korps des Marschall Ney.

Sie blickten trüb zu Boden,
Trüb in der Flamme Schein,
Glührote Funken lohten
In schwarze Nacht hinein.
Es drang aus manchem Munde
Ein Seufzer bangen Wehs
Hinaus zur stummen Runde
Des Eises und des Schnees.

Sie harren, bis dem Schoße
Des Nebels Licht entsteigt,
Der Tag, der hoffnungslose,
Sich ihren Blicken zeigt,
Dann schütteln sie die Flocken
Von Reif aus Kleid und Bart
Und wollen unerschrocken
Erneun die trübe Fahrt.

So ruft man wach den Alten,
Der, wirren Traums erfüllt,
In seines Mantels Falten
Den Adler eingehüllt,
Und um den Hort der Ehre
Die Arme schlingt so fest,
Des alten Säbels Wehre
Hart an das Knie gepreßt.

„Das Korps verläßt die Läger!“
Die Krieger sprechens dumpf,
Es murrt der Adlerträger
Nur halberwacht und stumpf:
„Ihr seid des Todes Beute,
Der schon die Besten traf,
Ob morgen oder heute —
Es stirbt sich gut im Schlaf!“

Und rückwärts will er sinken,
Als sei der Geist entflohn,
Die Krieger bitten, winken,
Sie murren und sie drohn,
Er wirft vom Holz der Föhren
Aufs Feuer Ast und Knorrn
Und scheinet nicht zu hören
Die Rufe voller Zorn.

„Wir müssen ohn' ihn weichen!“
So spricht der eine nun:
„Nehmt ihm das Adlerzeichen,
Er mög' in Frieden ruhn!“

Und schon will er ergreifen
Rasch den Standartenknauf,
Da flammt ein roter Streifen
Am Horizont herauf.

Seht! Wolkenscharen glutig
Am Morgenhimmel ziehn,
Die Felder schimmern blutig,
Es scheint der Schnee weithin!
Bei solchen Lichtes Segen
Erwachet wie ein Blitz
Und ruft der alte Degen:
„Die Sonne von Austerlitz!“

Auf springt er von dem Lager
Und tritt vor seine Schar:
„Wie mocht' ich sein ein Zager?
Noch fliegt ob uns der Aar,
Noch schlägt der Mut die Brücke
Und zimmert uns den Weg,
Zu Heimat führt und Glücke
Der frischbetretne Weg!

Schaut! wie die Weite flimmert,
Das Licht uns fröhlich lacht,
So hat es einst geschimmert
In der Dreikaiserschlacht;
Heut' ist ihr Tag! zu Felde!
Nicht hier ist unser Sitz,
Uns schirmt vor Tod und Kälte
Die Sonne von Austerlitz!“

Jagello.

I.

Im Grafenschloß Musik und Tanz,
Hell der Mazurka Melodien,
Hier schließt die Reihe sich zum Kranz,
Dort neckend sich die Paare fliehen;
Des Duftes Flut durchströmt den Saal,
Im Kerzenglanz die Spiegel blinken,
Im Nebenzimmer Trunk und Mahl,
Die Karten und die Würfel winken.

Da strahlt der Fraun und Jungfraun Schar
In Lieblichkeit, in lichter Schöne,
Aus rotem Feld der weiße Aar
Blickt auf die besten seiner Söhne,
Da lehnt der greise Borotin,
Des Polenlandes alte Wehre,
Ein Held schon in der Schlacht vor Wien
In König Sobieskis Heere.

Er gibt das Fest, die junge Braut
Im Myrtenschmuck, im Silberschleier,
Carlotta ist's, die Tochter traut,
Graf Sterzki ihr beglückter Freier;
Und wer beim Rokosz auf das Roß
Darf mit dem Ahnensäbel steigen,
Kam heut' zum Borotiner Schloß
Und wirbelt mit im Hochzeitsreigen.

Wie sprüht des Woiewoden Blick,
Und wie gewaltig muß er dürsten,
Er trinkt aufs Wohl der Republik,
Aufs Wohl des neuen Sachsenfürsten,

Er trinkt des Grafen Sterzki Heil,
Schwört auf sein Wappen, seine Würde,
Daß keinem Vater je zu teil
Ein beßrer Sohn und Erbe würde.

„Doch nun — krönt mir den Abend noch!
Ihr Herrn und Frauen — ruft's nicht minder:
Es gilt der Braut! Carlotta hoch!
Und hoch ihr Haus und ihre Kinder!
Füllt mir den syrischen Pokal,
Im Türkenlager einst erbeutet,
Beim Prall wie Damaszenerstahl,
Wie Krakaus Glocken, wenn er läutet!"

Der Kämmerling bringt ihn herein,
Jagello ist's, der Bursch, der rasche,
Und füllt ihn mit Tokaierwein
Aus alter und bestäubter Flasche,
Und will ihn überreichen stracks,
Da muß ihm seine Rechte zittern,
Sie traf ein Tröpfchen glühend Wachs,
Ein Schrei! — Der Becher liegt in Splittern.

Wie ist gestört das frohe Fest:
Auf springt der Graf, und grimmig flucht er:
„Komm über deinen Arm die Pest,
Du Hund, du räudiger, verruchter!
Du sollst mir büßen; wenn ich dir
Nicht am verfallnen Leben schade,
So dank's den edlen Frauen hier,
Dank's Gottes und dank's meiner Gnade!

Hinaus mit dir! Du, Johann, sieh,
Daß man die Geißel für ihn rege,
Mild bin ich heute, wie noch nie,
Es sei gesühnt durch dreißig Schläge!
Kein Wort jetzt weiter! Auf und frisch,
Laßt neue Töne uns erklingen,
Noch ward nicht leer der volle Tisch,
Die Geigensaiten noch nicht springen!"

Und Paar an Paar sich wieder reiht,
Aufs neu in Glanz und Lust verloren,
Und wieder rauscht manch seidnes Kleid,
Und wieder klirren goldne Sporen;
Vergessen ist Pokal und Knecht,
Borotins Stirne neu geglättet;
Jagello aber ward sein Recht:
Er liegt auf hartem Stroh gebettet.

Er stöhnt im Schmerz, man schlug ihn wund
Und hieß ihn dann sich niederlegen,
Kein Wasser kühlt den heißen Mund,
Und keine Hand naht ihn zu pflegen.
Grimm blickt er nach dem goldnen Schein,
Der durch des Schlosses Scheiben strahlet,
Und seine Hütte, eng und klein,
Mit Streifen Lichts verziert und malet.

Da öffnet sich die Tür; und kaum
Hebt sich vom Lager der Gequälte,
Hereintritt — täuscht ihn nicht ein Traum? —
Carlotta ist's! die Neuvermählte;

Sie spricht ihm freundlich tröstend zu,
Mit Tönen, lieblichen und linden,
Sie scheucht die Diener aus der Ruh'
Und heißt die Wunden ihm verbinden.

Sie läßt ein reich Geschenk zurück
Und eilt dann durch des Hofes Schatten
Ins Vaterhaus, wo Lieb' und Glück
Erwarten sie im Arm des Gatten;
Doch dem sie ward zum Engel still,
Er muß zum Schwur die Hände heben:
„So wahr ich selig werden will,
Möcht' ich ihr Glück und Heil nur geben.

Du aber wahr dich, Woiewod!
Du denkst wohl einst des heut'gen Tages,
Es ist dein Blut wie meines rot,
Ob meins so heiß? erprob's und frag' es!
Es erntet, wer da ausgesät,
Und wer da ungerecht gewesen,
Die Rache trifft ihn früh und spät,
So hab' ich's in der Schrift gelesen!"

II.

Am grauen Himmel trüb und schwer
Die Wolken sich zusammentürmen,
Schnee deckt die Fluren öd und leer,
Von Norden rauhe Winde stürmen.
Wie einsam steht Schloß Borotin,
Umkrächzt von Raben und von Eulen,
Aus Wäldern, die es rings umziehn,
Bei Nacht die Wölfe hungrig heulen.

Am Fenster lehnt der greise Graf
Beim ersten Klang der Morgenglocken,
Er reibt die Augen sich vom Schlaf
Und schaut den wirren Tanz der Flocken:
„Nach Sterzkis Schloß muß heut' ich noch,
Und krank sind meines Rappen Hufen,
Unzuverlässig alle — doch
Ich kann ja den Jagello rufen!“

Aufklirrt das Fenster, und hinaus
Klingt der Befehl: „Jagello rüste
Den neugekauften Schlitten aus,
Als ob ich stracks nach Warschau müßte,
Den Braunen Hafer, Whisky dir,
So viel ihr beide könnt vertragen,
Wir müssen noch bei Tag von hier
Bis nach des Sterzki Schlosse jagen!

Beeil dich! überfiel uns Nacht,
Sind sicher nicht mehr Weg und Stege,
Die Wölfe brechen dann mit Macht
Hervor aus ihrem Tanngehege.“ —
Gehorsam nickt der Knecht dem Herrn:
„Will eilen, daß ich alles mache!“
Doch kaum ist er vom Fenster fern,
So bricht er aus in rohe Lache.

Im Auge blitzt ein Höllenstrahl,
Es zuckt der Mund, die Lippen beben:
„So hat ihn endlich doch einmal
Mir Satan in die Hand gegeben,

Zur Nacht bricht aus der Wölfe Schar?
Hei! wenn sich meine List bewährte,
So scheut sie nicht den Tag! Fürwahr —
Ich lock' die Bestien auf die Fährte!

In jäher Hast springt er nach vorn,
Reißt aus der Kammer seine Flinte
Und dringt durch Wald, Gestrüpp und Dorn
Zum Lager einer jungen Hinde.
Ein Schuß — es liegt das edle Tier,
Und weg beginnt's der Knecht zu schleifen,
Da bleibt ein Stück, es färbet hier
Den weißen Schnee ein blut'ger Streifen.

Dann Stücke da und Stücke dort,
Bis wo der Pfad im Wege mündet,
Und heimwärts eilt Jagello fort,
Von Lust der Rache ganz entzündet,
Er putzt die Pferde wie im Hohn
Und will sie führen vor den Schlitten,
Da hört mit wohlbekanntem Ton
Er eine holde Stimme bitten:

„Jagello! denk an Deck und Pelz,
Ich nehm' in Anspruch deine Pferde,
Ich komm' vom Hause Lelewels
Und sehne mich nach Sterzkis Herde,
Nicht wußt' ich, daß der Vater fuhr,
Und wäre ungern noch geblieben,
Für Wärme, Bursche, sorge nur,
Dann laß es Flocken wehn und stieben!"

Carlotta sprach's. Wie Wirbelwind
Braust es Jagello vor den Ohren.
O weh! so wär' das Himmelskind
Mit jenem harten Herrn verloren!
Soll ich entdecken, was ich tat?
Ich stürb' im Turm, gepreßt in Ketten,
Nein! Nein! Er ernte seine Saat.
Und sie? Maria wird sie retten!

Und angeschirrt! Er auf den Sitz,
Sie mit dem Vater in die Kissen:
Fahr zu, Jagello! — wie der Blitz
Fliegt hin der Schlitten. Aufgerissen
Wird rings der Schnee und stäubt umher
Und taut auf dem Gesicht zu Tropfen —
Jagello hört und sieht nichts mehr —
All' seine Pulse fiebernd klopfen.

Jetzt hin durchs Feld, nun in den Wald,
Umschlossen rings von Tann und Kiefer,
Die Peitsche knallt, das Echo schallt,
Die Straße senkt sich tief und tiefer,
Der wohlbekannte Pfad naht schon,
Jagello schwitzt und lauscht beklommen,
Da ferneher ein schlimmer Ton,
Ein dumpf Geheul — die Wölfe kommen!

Erschrocken horcht der Graf, sein Kind
Bebt scheu zusammen. „Bursche, eile!
Wie die uns auf der Fährte sind?
Da liegen eines Hirsches Teile —

Und dort? Verdammt, wer hier gejagt,
Er hat sich bösen Lohn erworben,
Wir aber sind — Gott sei's geklagt —
Darum verloren und verdorben!"

Die Peitsche knallt, das Echo schallt,
Zwei Pferde ziehn, als wären's viere,
Doch hinter ihnen, aus dem Wald,
Bricht vor die Schar der blut'gen Tiere,
Carlotta betet voller Angst:
„Laß uns, o Gott, nicht hier verderben,
Und wenn ein Opfer du verlangst,
Mich für den teuren Vater sterben!"

Das hört der Knecht mit Wutgeknirsch,
Verzweiflung faßt ihn, und er stöhnet:
„O edle Frau, ich schoß den Hirsch,
Ich habe wildem Zorn gefrönet,
Für eine Strafe, die ich litt,
Wollt' ich an meinem Herrn mich rächen,
Und nun vernichte Euch ich mit,
Und nun!" — er kann nicht weiter sprechen.

Die Peitsche knallt, das Echo schallt,
Und näher kommen die ergrimmten —
Ist nicht die Fahrt zu Ende bald,
Mir war's, als ob dort Zinnen flimmten?
Da blitzt Jagellos Auge klar,
Er ist vom Sitze aufgesprungen,
Sieht hinter sich der Wölfe Schar,
Die Zähne und die roten Zungen.

Da gibt Borotin in die Hand
Er rasch die Peitsche und die Zügel:
„Herr Graf! lenkt nur nach rechts gewandt,
Ihr findet Ruh dort hinterm Hügel:
Da steht Schloß Sterzki — denkt an mich
Vor jeder schnellbefohlnen Strafe,
Ihr, edle Dame, sprecht für mich
Ein Paternoster und ein Ave!“

Vom Sitze springt er schnell herab,
Da ist kein Retten und kein Halten,
Die Pferde fliehn im wilden Trab,
Er steht im Schnee, im feuchten, kalten;
Die Wölfe stürzen auf ihn ein,
Er bricht zusamm' in Weges Mitten,
Man hört: Fahrt zu! ihn nochmals schrein —
Und um die Ecke fliegt der Schlitten.

Die Strandräuber.

Rings um die Bucht, versandet,
Ein schweres Wetter zieht,
Die Woge schäumt und brandet,
Es saust im Schilf und Ried,
Um Klipp und Felsenspitze
Der Sturm unheimlich grollt,
Am Himmel zucken Blitze,
Und ferner Donner rollt.

Die Hütte auf der Düne
Die scheint ein schlimmer Schutz,
Wer ist der Mann, der kühne,
Der hier dem Sturm beut Trutz?

Wie pfeift das durch die Wände,
Ein Knacken und ein Knarrn,
Wie stöhnt die Fensterblende,
Wie beugt sich Pfost' und Sparrn!

Der Alte drin beim Herde,
Der bleibt drob ungerührt,
Mit mürrischer Gebärde
Sein Weib das Feuer schürt,
Das ist ein Paar! Die schauen
So stumpf und doch so schlau
Aus busch'gen Augenbrauen;
Und heiser raunt die Frau:

„Glück auf! Dies Jahr wird reicher,
Schon naht die Erntezeit,
Hei! fertig ist der Speicher,
Die Schnitter sind bereit,
Sie wollen nimmer rasten,
Ist erst die Frucht gebracht,
Gott schenk uns Güterlasten
Und reiche Kaufmannsfracht."

Sie spricht's und regt sich frischer
Um ihre Feuerstell',
Es nickt ihr Mann, der Fischer,
Und lacht dann laut und gell;
Zum Dache rauscht hernieder
Der Regen, Guß auf Guß,
Der Sturm pfeift seine Lieder —
Horch! — ein Kanonenschuß!

„Die Leuchte! Stang' und Stricke!
Uns ruft hinaus das Amt!" —
Da treffen sich zwei Blicke,
Der Hölle schier entstammt,
Im Mantel birgt die Alte
Den schwerbeschlagnen Pfahl:
„Hörst du? von draußen schallte
Das zweite Notsignal!"

Sie eilen vor die Türen,
Ein riesig Fackelpaar
Entzünden sie, zu führen
Die Schiffe in Gefahr!
Das blitzt wie Leuchtturmfeuer,
Rot wird der Strand erhellt —
So lockten sie manch' Steuer,
Und manches ist zerschellt.

Und so geschieht's auch heute,
Erprobt in solchem Strauß,
Erlauern sie die Beute
Und stehn im Wetterbraus;
Der Alte flüstert: „Mutter,
Gefüllt wird uns die Hand,
Ein Schoner oder Kutter
Gewiß von Helgoland!"

Es kommt zum Strand, dem hellen,
Das todgeweihte Schiff,
Schon schleudern es die Wellen
Vernichtend an ein Riff;

Die Räuber lauschen zitternd,
Man hört sie atmen kaum —
Ein Stoß, den Kiel zersplitternd,
Zum Strande spritzt der Schaum.

Nun schallt es dumpf zu Ufer:
Erst Krachen, Stoß an Stoß,
Dann Weh- und Hilferufer
Durch Nacht und Sturmgetos,
Dann wird es stumm zum Schauern,
Die Alten schaun sich an,
Sie harren und sie lauern,
Die Beute schwimmt heran.

Sie stehn an rechter Stelle,
Da wild die Brandung wühlt,
Zu sammeln, was die Welle
Zu ihren Füßen spült.
Des Schiffes Mast und Speichen,
Die Warenballen schwer,
Dazwischen Schifferleichen
Bedecken rings das Meer!

Den Strand erhellen Blitze
In loher, rascher Glut —
Dort an der Felsenspitze
Was taucht dort aus der Flut?
Ein Jüngling kämpft gewaltig
Und ringet mit dem Tod,
Der grausig, vielgestaltig
Ihn in der Flut bedroht.

Schon winkt der Rettung Boden,
Er ringt — ein letztes Mal,
Da stößt ihn zu den Toten
Der Alten Mörderpfahl.
„Laß uns für den hier beten!"
Ruft dann das grause Weib;
Ihr Mann, herzugetreten,
Beschaut den schlanken Leib:

„Vom Finger zieh' die Ringe,
Dem Sohn und seiner Braut
Sind das willkommne Dinge,
Wenn sie der Pfaffe traut! —"
Die Frau beugt sich zur Erde,
Erfaßt des Toten Hand
Und sinkt mit Schreckgebärde
Hin in den Dünensand.

Nicht braucht der Mann zu fragen,
Sie kreischt mit wildem Ton:
„Hilf Gott! — den ich erschlagen,
Ist unser eigner Sohn!
Erkennst den Ring du wieder,
Den ich ihm selber gab?" —
Sie stürmt vom Strand hernieder,
Es wird die See ihr Grab.

Der Fischer stürzt zur Leiche,
Umklammert sie und harrt,
Ob nicht das Dunkel weiche,
Das plötzlich um ihn ward;

Das Frührot glänzt, die Schimmer
Des Tags im Osten ziehn,
Und Nacht ist es noch immer,
Und dunkel bleibt's um ihn!

Der Fall von Masada.

Die Mauer stürzt — jetzt schnell zurück!
Ihr Krieger folgt des Führers Worten! —
Dort klafft der Wall — des Sturmes Glück
Versuchen morgen die Kohorten!
Heut' ruht vom Schweiße des Gefechts —
Daß keiner einen Feind noch töte —
Die Schilde hoch! Zieht euch nach rechts —
Wir stürmen mit der Morgenröte!

Der Feldherr, Flavius Silva spricht's
Und führt zum Lager seine Scharen
Im Glanz des Abendsonnenlichts,
Den Stürmern morgen Kraft zu wahren,
Seit Wochen schon sein tapfres Heer
Um jenen Felsen blutig streitet,
Auf dessen Gipfel hoch und hehr
Die Burg Masada stolz gebreitet.

Wie ragt die Feste stark und steil,
Wie scheint zu spotten jeden Heeres,
In Schluchten Felsenkeil an Keil,
Und dort die Flut des Toten Meeres.
Die letzte Burg in Judenhand,
Die letzte, die noch unbezwungen,
Sonst trauert das gelobte Land,
Von Römerketten fest umschlungen.

Und nah ist auch der letzten Fall:
Ein Heer geworfner Flammenpfeile
Entzündete das Holz am Wall,
Die Flamme wächst in jäher Eile,
Schon stürzt entlockert Stein um Stein,
Schon steigt die Glut zum festen Turme,
Die Römer schauen freudig drein
Und rüsten emsig sich zum Sturme.

Sie sind des Siegs sich so bewußt,
Daß sie im Nachher schon sich wiegen,
Der Taumelkelch der vollsten Lust
Er wird kredenzt nach großen Siegen,
An ihn gedenket der Soldat,
Indes er schärfet Schwert und Speere,
Doch Flavius Silva, der Legat,
Er träumt von des Triumphes Ehre.

Er träumt, wie er zum Kapitol
Im Purpur zieht, vom Heer geleitet,
Wie dann in seinen Ketten wohl
Der stolze Eleasar schreitet,
Der in Masadas Burg gebeut,
Der ihm getrotzt mit kühnem Wagen,
Der vor dem Mauerbrand noch heut'
Den Sturm der Römer abgeschlagen.

Der aber, des der Römer denkt,
Späht, hoch auf eines Turmes Rande,
Den Nacken und das Haupt gesenkt,
Von seiner Burg hinaus zum Lande.

Wie war es abendstill zumal,
Die letzten Sonnenstrahlen brannten,
Vergoldend hier das Palmental
Und weiter des Gebirges Kanten.

Und wie ihn Eleasar sah,
Den heilig stillen Abendfrieden
So süß, so lockend und so nah
Und ihm doch nimmermehr beschieden,
Da zuckt es wild im Angesicht,
Von Kampf und Hunger bleich und hager,
Ein Zornblick seiner Augen bricht
Hernieder auf das Römerlager.

Dann steigt er abwärts — fest den Schritt —
Und prüft noch einmal jene Stelle,
Wo glüher Schutt allein vertritt
Die stolzen, unbezwungnen Wälle,
Hier nützt kein Schwert der Seinen mehr,
Und morgen wird der Mut nicht retten,
Wie Flavius Silva denkt auch er
An Roms Triumph und an die Ketten.

Er sinnt im dunkeln Traum, er spricht,
Er wirft sich in den Staub, zu beten;
Er ringt im Schmerz, da strahlt ihm Licht!
Mit den Gebärden der Propheten
Ruft er zur Stelle, unverweilt,
Die sich seit Jahren ihm bewährten,
Die Sieg und Leid mit ihm geteilt,
Die tapfre Schar der Kampfgefährten.

Sie schließen sich um ihn zum Kreis,
Er sieht sie düster auf sich schauen,
Denn mit den Männern nahten leis,
Die Augen tränenvoll, die Frauen.
Fast wankt selbst Eleasars Mut,
Sie alle einem Tod zu weihen,
Doch bleibt er fest, voll hoher Glut
Beginnt er also zu den Reihen:

„Ihr alle, die mein Auge sieht,
Ihr waret meines Schwures Zeugen,
Mich, bis das Leben mir entflieht,
Dem Gott der Väter nur zu beugen.
Ihr spracht den Schwur dereinst mir nach,
Als unser Volk in allen Landen,
Zu enden seiner Knechtschaft Schmach,
Mit altem Mute aufgestanden.

Umsonst der Mut, umsonst das Blut,
Umsonst die Jahre, da wir rangen,
Verwandelt ist des Kampfes Glut
In ödes Trauern, totes Bangen.
Das Volk Jehovas ist zerstreut,
Zertreten sind des Landes Matten,
Kein Jude lebt, den noch erfreut
Sein Haus und seines Ölbaums Schatten.

Sie, die der Städte Königin,
Die stolze Zion liegt im Staube,
Der Tempel Gottes sank dahin,
Den Flammen ward sein Gold zum Raube,

Zum Elend wandelt sich die Pracht,
In der wir einst dahingeschritten,
Nie hätt' es Römerhand vollbracht,
Wenn Gott der Herr mit uns gestritten!

Wenn er, der uns des Sieges Stern
Gesandt in Makkabäertagen,
Der Sanherib und Holofern
Mit seinem starken Arm geschlagen,
Wenn er uns diesen Arm geliehn,
Wir schöpften aus des Sieges Borne,
Wir aber stritten ohne ihn
Und sind besiegt von seinem Zorne.

Es wird mein Wort durch euch bezeugt —
Wir konnten Jahre widerstehen;
Von Not und Mangel ungebeugt,
Dem Feind ins Antlitz spottend sehen,
Für unbezwingbar galt, wer stand
Hoch auf Masadas Felsenhorte —
Da sendete der Herr den Brand
Und öffnete dem Feind die Pforte.

Und nun, Gefährten, kann uns nur
Der Tod, den wir uns geben, retten,
Gedenkt an euren Manneschwur,
Gedenket an die Schmach der Ketten,
Denkt an die Martern, die sie drohn,
An jede Qual, die sie ersonnen,
An Hunger, Elend, Schmach und Hohn,
Wenn ihr ein Sklavenlos gewonnen!

Dem allen können wir entgehn,
Wenn wir uns selbst dem Tode weihen,
Wenn wir den Morgen nicht mehr sehn
Und sterben als die letzten Freien.
Ihr rettet alles, was ihr liebt,
Mit eures Schwertes guten Streichen,
Der Mann dem Weib, dem Freunde gibt
Im Tod das letzte Liebeszeichen.

Nicht enden soll der Todeskampf
Mit einem matten, leisen Wimmern,
Verhallend unter Glut und Dampf
Und unter Zions hohen Trümmern.
Nein! Mit gewalt'gem Todesschrei,
Daß jach die Völker rings erschrecken!
Sterbt miteinander stolz und frei,
Und laßt die Burg in Brand uns stecken!"

Er sprach's. Wie nach des Blitzes Strahl
Erst folgt ein Augenblick voll Schweigen,
Und dann der Donner rollt durchs Tal,
So sieht er sie die Häupter neigen,
So schweiget der Gefährten Mund,
Dann reichen alle sich die Hände
Mit wildem Ruf zum Todesbund
Und fassen Dolch und Schwert und Brände:

Und der Vernichtung Werk beginnt,
Hell wird die Nacht vom Flammenmeere,
Indes der Römerfeldherr sinnt
Und sinnend träumt von Siegesehre. —

Rasch flieht der Ruhestunden Zahl,
Es ordnet sich das Heer mit Schweigen,
Der Morgen glänzt im weiten Tal,
Als sie Masadas Wall ersteigen.

Da raucht der Schutt, es glüht der Brand,
Weit offen stehen alle Pforten,
Und nirgend finden Widerstand
Der Römer drängende Kohorten.
Es glänzt der Adler überm Wall,
Sie stürmen nach des Burghofs Mitte,
Da schweigt der Siegesstimmen Schall,
Und Grausen hemmt der Krieger Schritte.

Es beut sich ihren Blicken dar
Ein Kreis im Hof, von Blut gerötet,
Dort lagert Eleasars Schar,
Die sich — an tausend — selbst getötet.
Zur Seite loht dem Leichenwall
Ein Scheiterhaufen mit den Schätzen,
Masada fiel — doch noch sein Fall
Erfüllt die Sieger mit Entsetzen!

Der Schweizer.

I.

Im Morgenlichte blitzt der See
Und auf der Jungfrau der ewige Schnee,
Das Land am Grindelwalde zumal
Und die Zinnen des Schlosses tief im Tal.

Der Garten des Schlosses funkelt im Tau,
Darüber sich wölbt des Himmels Blau;

Die Mailuft atmend schreiten entlang
Zwei Männer den dunkeln Ulmengang.

Jung blüht der eine, nur halb ein Mann,
Er schaut den ältern Genossen an,
Der ruft ihm mahnend: „Entzücken dich nicht
Die Berge, die Gletscher, das Morgenlicht?

Hast du geschworen nicht hundertmal,
Du wolltest nicht lassen dein Heimattal?
Du suchtest ein Glück, bescheiden und rein,
Du suchtest ein friedliches Menschensein?

Und nun? was lockt dich plötzlich Paris,
Die Stadt, die jeden Frieden verstieß?
Der Krater des Kampfes, der gärende Schlund,
Wie steht er mit deinen Träumen im Bund?"

Da lächelt der Jüngling ruhig: „Du weißt,
Gar seltsam ist oftmals der Väter Geist,
Der meine diente wacker zuvor
Dem König von Frankreich im Schweizerkorps.

Nun drängt er mich stündlich und ohne Ruh,
Daß ich auf Jahre ein gleiches tu,
Nur sehen soll ich die Garden einmal,
Dann bleibt mir nach eigner Prüfung die Wahl.

Du aber weißt, daß keine es gibt
Für den, der heiligen Frieden liebt,
Ich suche nicht Ehre, Rang und Ruhm,
Ich ringe nach echtem Menschentum.

Was kümmert mich der Franken Zwist,
Ob Ludwig ein ganzer Herrscher ist?
Ich schaue bei kurzem Aufenthalt
Den Krater des Kampfes ruhig und kalt.

Mir macht der Kampf nicht Freude noch Schmerz,
Für alle das Ringen hab' ich kein Herz,
Und doppelt fühle ich rückgekehrt
Des eignen sonnigen Lebens Wert.

Sei heiter, Freund, ich komme bald:
Sieh dort die Jungfrau, den Grindelwald,
Schon meiner Gärten prächtiges Grün
Und denke der Rosen, die talwärts blühn!"

Der Ältere aber fährt zürnend empor:
„Mit deinem Menschentume, du Tor!
Sind denn die Kämpfer Gebilde von Dampf?
Auch Menschen ringen im wüstesten Kampf!

Und willst du dir wahren Träume und Glück,
So bleibe von diesem Paris zurück;
Hinein erst geschritten, und wärst du von Erz,
So braust dir der Sturm verderbend ins Herz!

II.

Paris, du brausende, lärmende Gruft,
Schwer lastet auf dir die Sommerluft;
Wie engst du mit deiner Schwüle die Brust
Dem jungen Schweizer, Pariser August!

Er möchte dem glühenden Boden entfliehn,
Da steht er am Schlosse der Tuilerien:

Was ich vom Volke, vom Hofe sah,
Tritt wahrlich meinem Herzen nicht nah! —

Und dennoch — er schreitet zum Schlosse hinein
Und lächelt bitter bei allem Schein;
Da draußen der König gehöhnt, geschmäht,
Hier innen geheiligte Majestät.

Er forscht nach den Schweizern, dem Oheim im Heer,
Die weiten Hallen und Säle sind leer,
In einem aber drängen sich bunt
Die Diener des Königs um ihn zur Stund'.

Sie führen den Schweizer zum Saale hinein,
Er fragt nach dem Hauptmann der Garden allein —
Der aber, als er den Neffen erschaut,
Ruft: Noch ein Ritter der Krone! laut.

Da öffnet rauschend sich der Kreis,
Der Jüngling steht glühend und fieberheiß
Vor einer Dame, auf deren Gesicht
Ein Schimmer der Freude durch Kummer bricht:

Willkommen! noch wird die Trauer erhellt,
Wenn solche Herzen sich uns gesellt,
Wenn Schweizertreue trotz jeder Gefahr,
Sich schließt an der Treue würdige Schar!

Wie klang so gewinnend, so lockend der Ton,
Er faßt wie das Heimweh den Alpensohn,
Er trug einen üppigen Hof im Sinn
Und schaut eine weinende Königin.

Er sah von ferne Gewalten im Streit:
Hier sieht er Frauen todesbereit,

Gestalten voll Liebreiz, Augen voll Glut,
Und draußen die Rotten, dürstend nach Blut.

Jetzt muß ich bleiben! tönt es im Sinn,
Er tritt zu dem ernsten Oheim hin. —
Und die kommende, schwüle Sommernacht
Schaut ihn am Königsschlosse auf Wacht.

III.

Die Stunden fliehen, der Morgen graut,
In Straßen, auf Plätzen regt es sich laut:
Marseiller ziehen zum Schlosse heran,
Und drohend schart sich Saint Antoine.

Da reiht sich die Masse — dort blinkt ihr Geschütz,
Die Kampflust sprüht aus der Augen Blitz —
Zerrissne Gesichter, nackende Brust —
Zerlumpte Gewänder — zehnter August! —

Und jetzt im Glanze des Morgenstrahls,
Jetzt denkt der Schweizer des heimischen Tals,
Da faßt ihn die Sehnsucht, was soll ihm der Ruhm?
Er ringt ja nach reinem Menschentum!

Ihm macht der Kampf nicht Freude noch Schmerz,
Er hatte für solches Ringen kein Herz! —
Doch nun? dort naht ihm die Königin,
Sie schreitet an seiner Truppe dahin.

Sie flüstert tränenlos vor Weh:
„Der König will es, ihr Tapfern, ich geh,
Nur eine Treue begehr' ich noch,
Den Weg meinen Kindern sichert ihr doch?"

Nun Schweizer, das ist nicht Ehre, noch Ruhm,
Das greift ans Herz, ans Menschentum;
Die Königin flieht mit Kind und Gemahl,
Der Schweizer aber wacht am Portal.

Jetzt krachen die Salven rings um ihn,
Noch könnte er dem Schlosse entfliehn;
Doch ruhig blickt er vor sich hin,
Er denkt an die Kinder der Königin.

So steht er im Kampfe — Schuß um Schuß —
Jetzt rinnendes Blut — jetzt Todesgruß,
Erst als er sterbend zur Schwelle sinkt,
Der Schnee der Jungfrau vor Augen ihm blinkt.

Und sterbend faßt ihn des Freundes Wort,
Mit letztem Atem röchelt er dort:
„Hinein erst geschritten, und wärst du von Erz,
So braust dir der Sturm verderbend durchs Herz!"

Die letzte Rose.

(1812.)

Endlos dehnt sich die Steppe nach Ost,
Draußen verschwimmt der bleierne Duft,
Glut des Tages und nächtiger Frost
Mischen sich herb in der Abendluft,
Trocken raschelt von Birken das Laub,
Langsam senkt sich zum Rasen der Staub,
Vor der Lache mit lechzendem Maul
Streckt sich das wankende Roß und ruht,
Matter der Reiter neben den Gaul,
Teilend die Rast und die trübe Flut.

Tausend Rosse sie scharren den Grund,
Raufend Gräser und spärlichen Halm,
Tausend Reiter sie lagern im Rund
Bei der erglimmenden Feuer Qualm,
Tausend Burschen gar stattlich zu schaun,
Dunkel die Locken, Gesichter braun,
Glühende Augen leuchten umher,
Augen, die ehdem heiter gelacht,
Lechzen nach Sonne, nach blauem Meer,
Schließen sich scheu vor russischer Nacht.

Müd' sind die Lippen im Lagerkreis,
Keiner entfällt ein scherzendes Wort,
Abendgebete sprechen sie leis,
Grimmige Flüche murmeln sie dort,
Öd' war der Tag, und öd' wird die Nacht,
Öder der Morgen, wenn er erwacht;
Selbst im Traume beglückt sie kein Bild,
Das mit Hoffnung die Herzen berührt,
Seit aus Neapels Blütengefild
König Murat sie nordwärts geführt.

Seitab ruht am versiegenden Bach,
Unter der Birke mit welkem Laub,
Halb im fiebernden Schlummer, halb wach,
Schlank und bräunlich ein Jüngling im Staub,
Stirn und Lippen Pietros sind leicht
Schon vom Hauche der Fremde gebleicht,
Furchen der Mühe, Falten der Qual
Zeugen, wie hart der Weg, den er zog,
Doch aus dem Auge blitzt noch ein Strahl,
Den er daheim in die Seele sog.

Und er sitzt, dem Getümmel entrückt,
Von den Gefährten hinweggewandt,
Haupt und Nacken herniedergebückt
Zu der Rose in zitternder Hand,
Zwischen der Gärten spärlichem Grün
Sah er sie morgens am Strauche glühn,
Da an dem deutschen Dorfe ihr Zug,
An dem letzten, vorübergerauscht,
Und er schwang sich vom Rosse im Flug,
Pflückte vom Zaune sie unbelauscht.

Barg sie in seinem Reitergewand,
Rührte die Stunden hindurch, im Traum,
Scheu, wie an heimliches Liebespfand,
An der verwelkenden Blume Saum;
Jetzt erst atmet er, still und allein,
Ihre ersterbenden Düfte ein,
Aus den dürftigen Blättern entsteigt
Wonne und Wehmut, die ihn durchfließt,
Bis er schlummernd zur Erde sich neigt,
Doch die Rose noch immer umschließt.

Zaubrisch trägt ihn ihr Duften zurück
Aus dem Elend, so rauh und so grau,
Zu der Heimat verlorenem Glück,
Zu den Bergen voll Duft und voll Tau;
Nicht mehr karg sieht er eine erblühn,
Tausend Rosen sie duften und glühn,
Über die Höhen eilt er daher,
Jubelnd begrüßt er, was er erkennt:
Strand und Inseln, das schimmernde Meer
Und im Schatten der Gärten Sorrent!

Kühlend weht es herauf vom Gestad'
Hell erglänzt der Limonien Laub,
Nieder stürmt jetzt Pietro den Pfad,
Schüttelnd vom Kleide des Nordens Staub —
Sonnig auf Wellen flittert der Schaum,
Wonniger, drängender wird sein Traum,
Herzbeklommen, in wirbelnder Hast
Hält er Himmel und Erde und Meer,
Haus und Liebste mit Armen umfaßt —
Jauchzt noch einmal — und atmet nicht mehr!

Die ihm der Duft der Rose erweckt,
Heimatwonne — mit seligem Schlag
Hat sie den Träumer dahingestreckt,
Eh' ihm graute der nordische Tag;
Wie vom Lager, beim Morgengeleucht,
Reiter und Roß die Trompete scheucht,
Finden sie, nahe am Bachesrand,
Einen Geschiednen, verklärt vom Licht,
Rosenblätter in bräunlicher Hand,
Und ein Lächeln im bleichen Gesicht.

Klanglos betten im Felde sie ihn,
Weihen Gebet und ehrliches Leid,
Doch als zu Rosse sie weiterziehn,
Regt sich im Schmerze sehnender Neid;
Durch das Blachfeld entreiten sie stumm,
Nach dem Grabe schaut keiner sich um,
Vor den Augen, umschleiert von Weh,
Flirrt es, wie Bilder kommender Zeit:
Eisige Nebel, blutiger Schnee —
Und die Steppe sie dehnet sich weit!



El-Dorado.

I.

Im Nachtwind leichte Wellen schlagen,
Im Mondlicht glänzt die Flut der Bai,
Die Masten leichter Schiffe ragen
Aus San Marias Hafen frei,
Dort liegt die neue Stadt am Strande
Mit Häusern luftig, keck und leicht,
Die erste auf dem festen Lande,
Das jüngst Colombos Kiel erreicht.

Und nah dem frischen Wogenbade,
Mit neuem rotgemalten Schild,
Winkt freundlich lockend die Posade,
In fremder Welt — ein Heimatbild;
Wohl ranken üppig die Lianen
Im Schmuck der Blüten übers Dach,
Doch an Hispaniens Schenken mahnen
Kann innen Flur und Trinkgemach.

Dort ist ein überfröhlich Schwärmen,
An zwanzig Männer tafeln heut',
Es scheint, als ob nur Fluch und Lärmen
Die kecken Trinker voll erfreut,
Bunt sind gemischt gebräunte Steurer
Der Flotte, welche birgt die Bucht,
Und wild verlebte Abenteurer,
Die Gold in neuer Welt gesucht!

Nur wenig Züge mitten innen,
Durchleuchtet wie von besserm Geist,
Und einer nur, der tief im Sinnen
Kaum nippt vom Kruge, wenn er kreist,
Der schaut, als hab' dem wilden Prahlen
Sein Herz zu keiner Zeit geglaubt,
Von Gold und schweren Perlenschalen
Den Indiern Kubas kühn geraubt.

Doch lauscht er auf, als heisern Tones
Der greise Bootsmann Pedro lacht:
„O, ob des überkargen Lohnes,
Den ihr Bemühten heimgebracht,
Müßt' ihr die braunen Heiden quälen?
Um einen goldgetriebnen Reif
Mit Mord belasten eure Seelen?
Und habt doch kaum die Beutel steif!

Von Eldorados Goldesreichen
Und von Golkondas Zaubertor,
Von jenem Lande ohnegleichen
Drang nie ein Laut an euer Ohr? —
Strebt nach dem Land, dem ungekannten,
Das nur dem Kühnsten werden mag,
Der Stadt des Golds, der Diamanten,
So geht euch auf des Glückes Tag!

Die dunkle Kunde hat vernommen
Wer diese neue Welt betrat —
Doch wird die Kunde euch nicht frommen:
Zu Nacht vermeßt ihr euch der Tat —

Am Tisch beim Traubensaft von Xeres
Sucht ihr Golkonda voller Glut —
Doch vor dem Frühehauch des Meeres
Verkühlt der Mut sich mit dem Blut!

Und wie sie nun den Bart gestrichen
Und schwören von der Fahrt zu sein,
Ist jener eine weggeschlichen
Und lehnt am Hafendamm allein,
Sein Auge leuchtet wunderhelle,
Wild zuckt's in seinen Mienen all —
Stumm ist es rings, nur von der Schwelle
Der Schenke tönt der wüste Schall.

Der Jüngling schaut in blaue Ferne,
Die Grün der Palmenwälder kränzt,
Sieht nach des Kreuzes hehrem Sterne,
Der über fernen Bergen glänzt,
Dann läßt er seine Blicke gleiten
Zur Stadt und ihrem Hüttenkreis,
In seinem Antlitz gibt's ein Streiten,
Und seinem Mund entringt sich leis:

„Wahr sprach der Alte wohl von jenen,
Sie rühmen sich und wagens nicht —
Mich aber treibt ein glühend Sehnen,
Das mir in Fernen Glück verspricht,
Und laß ich auch die Braut in Sorgen,
Zu lange schwankte schon mein Sinn,
Noch eh' das Meer beglänzt der Morgen,
Zieh ich nach jenen Bergen hin!"

Denn Wahrheit sind die tausend Sagen
Von Eldorados Zauberland,
Dort löst sich wohl nach kurzen Tagen
Das Drängen, das ich heiß empfand:
Das Land steigt auf, wie hingegossen
Von alles Segens guter Fee,
Die Berge schimmern goldumflossen,
Und blitzend Silber starrt der See!

Die Stadt mit ihren Demanttoren
Erschließt sich meinem lauten Ruf,
Die Schätze winken unverloren,
Wie sie der erste Tag erschuf,
Das Eldorado ist gefunden,
Das Glück, ich nenn es ewig mein —
So mag es denn auf Tag und Stunden
Selbst um Dolores Kummer sein!

Es läßt der Jüngling die Posade,
Nur seine Waffe prüft er schnell,
Noch einmal sieht er zum Gestade —
Wie schimmert San Maria hell!
Nach eines Hauses Söllerbrüstung
Wirft Küsse grüßend seine Hand,
Und stürmisch eilt in leichter Rüstung
Er durch das waldverhüllte Land! — —

II.

Die Tage fliehn, die Wochen schwinden,
Durch Wildnis irrt des Jünglings Fuß,
Bald muß er sich im Dickicht winden,
Bald hemmt ihn rauschend Fluß um Fluß,

Als ob ihn Flammen heiß umlodern,
So senkt die Glut des Sonnenstrahls,
Und weiter Sümpfe giftig Modern
Durchhaucht die Schatten jedes Tals.

Durch die Gewinde der Lianen,
Vom Dorn des Kaktus scharf geneckt,
Muß ihm sein Schwert die Wege bahnen;
Vom Schlummer wird er jach erweckt —
Bald saugt das Blut der jungen Wangen
Der Vampir, den er nie erschaut,
Bald rascheln um ihn bunte Schlangen,
Bald schreckt ihn auf des Panthers Laut.

Die ersten Tage hofft er mutig,
Daß er das Goldland bald erreicht,
Doch seine Füße werden blutig,
Die frische Jugendkraft entweicht,
Die Glut benimmt den leichten Odem,
Der Hunger faßt und quält ihn bald,
Und endlos scheinen Staub und Brodem,
Und endlos dehnt sich rings der Wald.

Dahin das ungestüme Hoffen,
Dahin der Zauber, den er sah,
Kaum ist sein mattes Auge offen
Für Farbenwunder fern und nah,
Halb fiebernd kehrt zurück sein Träumen
Mit jedem Abend, der ihm winkt,
Wenn purpurn sich die Wolken säumen,
Und glüh der Sonnenball versinkt.

Dann wie der Vogel, dem die Schwinge
In Martern Glied um Glied gelähmt,
Fühlt er der Stumpfheit feste Schlinge,
Er wandert müde und vergrämt,
Er hat nicht acht die letzten Tage
Auf seinen Pfad — er schaut es nicht,
Daß weicher ihn der Boden trage,
Und daß die Wildnis minder dicht.

Am Abend ist er hingesunken
Auf eines Hügels Moosgeflecht,
Er ruht und rastet schlummertrunken,
Der müde Leib begehrt sein Recht.
Hoch glänzt die Sonne schon im Blauen,
Doch kühler Hauch den Wald belebt,
Als sich zum Wandern und zum Schauen
Der Jüngling halbgestärkt erhebt.

Da sieht er Gold die Waldung säumen,
Ein neues Hoffen schwellt sein Herz —
Ein lichter Spiegel zwischen Bäumen,
Ist das der See von Silbererz? —
Die Geister alle, die gebunden,
Der letzten Monde dumpfe Not,
Sie wachen auf, er jauchzt „gefunden!"
Und seine Wange färbt sich rot.

So glühend lodert auf sein Hoffen,
Als träf ihn der Gewißheit Gruß,
Dort wird die Waldung weit und offen,
Nach ihrem Ausgang stürmt sein Fuß,

Jetzt ist erreicht die lichte Stelle,
Er hält — er schaut, was er gesucht? —
Zur Ferne glänzt die Meereswelle,
Und vor ihm San Marias Bucht!

Hell schimmernd liegt die Stadt am Strande
Mit Häusern luftig, keck und leicht,
Die erste auf dem festen Lande,
Das jüngst Colombos Kiel erreicht,
Er schaut die Palmen am Gestade,
Die Blütengärten rings umher,
Er sieht die Häuser, die Posade,
Die weißen Segel auf dem Meer.

Am Strand, im Schmuck des leichten Flores
Die Jungfrau, die zum Meere schaut,
Er kennt sie wohl, es ist Dolores,
Die bangende verlassne Braut.
Und stand er erst zum Tod betroffen,
Als so sein Träumen sich verlor —
So wird ihm nun die Seele offen,
Aus Tränen jauchzet er hervor:

O, ob des Wahns, der mich gebunden!
Das Eldorado ist erreicht,
Im eignen Herzen wird's gefunden,
Es liegt so nah, der Pfad ist leicht,
Doch braucht es Kampf, das Herz zu lenken,
Daß es im tiefsten klar erkennt
Das Land des Glückes im Beschränken -
Und Frieden die Erfüllung nennt!

Und auf dem oft betretnen Pfade,
Mit Dank zur Himmelskönigin,
Eilt nun der Wandrer am Gestade
Zur Stätte der Geliebten hin;
Sein Arm hält glühend sie umwunden,
Zur Ferne schaut er nicht zurück —
Sein Eldorado ist gefunden,
An seinem Herzen ruht das Glück!

Friedensweihnacht

1648



Im dichten Wald, bei Schnee und Wind,
Ein Paar von Männern schreitet,
Der eine schirmt ein Weib, ein Kind,
Im Mantel, weitgebreitet,
Der andre sucht den dunkeln Weg
Durch Dornen, zwischen Stämmen,
Und knickt im dichtesten Geheg
Die Äste, die ihn hemmen.

Schon wird das Dickicht minder dicht,
Schon blinkt, durch offne Stellen,
Von fern ein rotes trübes Licht,
Schon grüßt sie Rüdenbellen.
Da wendet rückwärts das Gesicht
Der vordre, bleich und hager,
Und fragt: „Kennst du die Lichtung nicht?
Wir sind zur Stelle, Schwager!“

Erschrocken schaut der andre auf,
Und aus des Mantels Falten
Erlöst er, hemmend seinen Lauf,
Zwei zitternde Gestalten.
„Zur Stelle? Lag denn hier hinaus
Der Hof? Was ragt da vornen?
Und habt ihr jüngst umhegt das Haus
Mit einem Zaun von Dornen?“ —

„Der Hof? Das Haus? Suchst du nur sie,
So wird der Weg dich dauern,
Hier ragt ihr Schutt uns bis zum Knie,
Dort stehn die nackten Mauern.
Dreimal verbrannt, dreimal gefegt
Von Schweden und Panduren,
Wir haben sie mit Dorn umhegt
Zu bergen unsre Spuren.

Kein Rauch entstieg dem Trümmernest,
Stumm war's auf unsrer Schwelle,
So wähnten sie, daß Krieg und Pest
Verödet längst die Stelle.
Des Alten Hund verstand uns schier
Und knurrte nur beklommen. —
Heut' bellt er laut! Weiß selbst das Tier,
Daß bessre Zeiten kommen?

Ihr hofft sie auch! — Wird nicht zum Spott
Mein jahrelanges Sinnen,
Mein hartes Leid, mein Flehn zu Gott —
Sie sollen heut' beginnen!
Hier Schwäher — Schwester — tretet ein —
Hinab die morsche Stufe —
Ihr findet Feuer, Brot und Wein
Und harrt, bis ich euch rufe!“

Dem Mann, der auf die Trümmer schaut,
Erstirbt so Dank als Klagen
In einem dumpfen Wehelaut —
Die Frau beginnt zu fragen:

„Der Vater aber? Lebt er nicht?
Kann er nicht mehr vergeben?“
Bis der, der sie geleitet, spricht:
„Ich schwur's — er ist am Leben!

Geduld dich! Dir würde graun,
Sollst du ihn so gewahren,
Wie ich ihn duldend mußte schaun
In sieben bittern Jahren!
Jetzt rasch hinein! Dein Kind erstarrt
Drei Schritt vom Herd im Froste,
Drum, während ihr des Rufes harrt,
Beschirmt euch vor dem Oste!“

Sie treten, wie der Weidmann spricht,
Zu vieren ins Gemäuer,
Mit Spänen schafft der Führer Licht,
Vom Herde glüht ein Feuer,
Den schlichten Sitz, den vollen Tisch
Bestrahlen seine Flammen: —
„Sitzt nieder hier und labt euch frisch,
Bald ruf ich euch zusammen!“

Der Weidmann läßt den warmen Raum,
Aufs neu zum Wald zu schreiten,
Er prüft entlang der Lichtung Saum
Die Fichten, die beschneiten,
Wählt einen schlanken Schößling aus
Und fällt ihn, ohne Worte,
Dann eilt er wieder nach dem Haus,
Doch nach der zweiten Pforte.

Und drin, im weiten dunkeln Flur,
Setzt er die Fichte nieder,
Er lauscht, doch seine Tritte nur
Gibt dumpf die Wölbung wieder,
Da greift des jungen Försters Hand
Zur Tasche, die er heute
Gefüllt mit Flittergold und Tand
Und nicht mit Jägerbeute.

Geschäftig und voll froher Hast
Umkreist er seine Fichte;
Er schmückt mit Flittern Ast um Ast,
Rollt gelbes Wachs zum Lichte,
Und wie er schreitet um den Baum
Erklingt ein freudig Lachen,
Als hegt er einen holden Traum
Voll stillen Glücks im Wachen.

Jetzt lauscht er an der Innenwand,
Jetzt hört er drin ein Regen,
Entschlossen hebt er seine Hand:
„Wohlan — mit Gottes Segen!“
Er zündet an auf seinem Baum
Die Kerzen rings im Kreise
Und summt — aufs neue wie im Traum —
Ein Lied mit alter Weise.

Da springt von innen mit Gewalt
Die Tür, und von der Schwelle
Blickt eine riesige Gestalt
Auf all die Lichterhelle,

Ein mächtig Haupt mit wirrem Haar,
Ein Antlitz, schmerzlich grollend,
Und drin ein dunkles Augenpaar
Als wie im Wahnsinn rollend.

Zerriss'ner Pelz, vergilbtes Lein
Umhüllt den Leib des Alten,
Er beugt sich vor, er starrt herein,
Das Antlitz voller Falten.
Er blickt erschrocken auf das Licht,
Verworren nach dem Sohne,
Und stöhnt dann mehr, als daß er spricht
In dumpfem Klagetone:

„Was soll mir das? Wer weckt mich auf?
Ich schlief — ich will nicht wachen —
Ich will nicht schaun der Tage Lauf,
Nicht weinen und nicht lachen!
Dein Licht verbrennt mir Aug und Hirn —
O, daß ich Ruhe fände!“ —
Und zitternd preßt er vor die Stirn
Die runzelvollen Hände.

Und doch — er nähert sich dem Baum,
Blickt auf die Lichter nieder,
Dann flüstert er, vernehmlich kaum:
„Ich schlaf — ich träume wieder!
Als noch die Welt nicht elend war,
Noch Hoffnung in den Herzen,
Da leuchtete uns Jahr um Jahr
Der Baum mit seinen Kerzen!

Was soll das Licht uns heut' und hier?
Uns, die den Tag verfluchen,
Die kümmerlich so wie das Tier
Nur Fraß, nur Obdach suchen?
Die Welt ist Krieg, ist Tod, ist Pest,
Bis hin zum letzten Raume,
Uns lacht kein Tag, uns lockt kein Fest,
Hinaus mit deinem Baume!"

Der junge Weidmann tritt heran
Und rührt den Arm des Alten:
„Gebrochen ist des Elends Bann,
Der uns so lang gehalten!"
Der Alte aber fährt empor,
Die dunkeln Augen glühen:
„Bist du voll Weines, eitler Tor,
Welch' Heil soll uns erblühen?

Vergessen war der Jahre Lauf
In meinem dumpfen Schlummer!
Du läßt mich nicht, du störst mich auf
Mit meinem Leid und Kummer! —
Wann war's zuletzt, daß Lichterglanz
Zur Christnacht uns erquickte,
Und wer — vergaßest du es ganz —
Mit uns das Fest erblickte?

Dort saß mein gutes Weib am Tisch,
Noch nicht dem Gram erlegen,
Dort deine Schwester, jugendfrisch,
Des Hauses Licht und Segen,

Bei ihr mein junger Weidgesell,
Auf seinen Wangen Flammen —
Die Weihnachtslieder klangen hell
Zum letztenmal zusammen.

Die Welt von draußen, Leid und Not,
Wir konnten sie vergessen:
Doch über mich kam zornesrot
Ein frevelndes Vermessen:
Ich trug den Krieg zum eignen Herd
In Geiz, in Stolz verloren,
Ich hielt zum Tochtermann nicht wert
Ihn, den mein Kind erkoren.

Ich trieb ihn höhnend aus dem Haus,
Der werben kam in Ehren,
Und sah ihn bald im wüsten Braus
Des Heerzugs wiederkehren;
Er riß mein Kind hinaus, hinab
Ins Elend, in die Schande,
Mein armes Weib verfiel dem Grab,
Mein Haus versank im Brande.

War's nicht genug, daß blut'ger Streit,
Der nimmer ruht und rastet,
Daß Graun und Elend weit und breit
Ob deutschen Landen lastet?
Ich trug den Krieg ins eigne Haus,
Ich schuf mir selbst Verderben —
Hinaus mit deinem Baum! — hinaus!
Laß mich im Dunkel sterben."

Der Sohn erbleicht, erglüht und ruft:
„Gott läßt uns nicht erliegen —
Wenn nun hervor wie aus der Gruft
Die Längstverschollnen stiegen?“ —
Da flammt des Alten Angesicht
Zornrot bis an die Stirne:
„Tor! meine Gertrud säh ich nicht,
Nur eine Lagerdirne.

Der Jäger nicht, voll Jugendmut,
Käm' mir das Herz zu laben,
Ein Söldner, grau von Raub und Blut,
Ward längst aus jenem Knaben.
Kein Leben wird uns mehr zuteil,
Kein Hoffen kann uns werden,
Und ist bei Gott dem Herrn das Heil —
Kein Engel trägt's zur Erden!“

Zusammen bricht des Alten Kraft,
Sein Haupt sinkt schwer hernieder,
Und seines Schmerzes Leidenschaft
Erstarrt im Antlitz wieder,
Er kehrt sich weg vom Lichterbaum,
Als ob dort Flammen lohten,
Und hört des Sohnes Worte kaum:
„Das Heil hat andre Boten!“

Der junge Weidmann stürmt hinaus,
Er braucht nicht weit zu eilen,
Er trifft auf drei, die dicht am Haus
In Furcht und Hoffnung weilen:

„Ihr hört — in seinem kranken Wahn
Muß er doch eurer denken —
Hinein mit euch — das Kind voran! —
Der Himmel mag es lenken!“

Sie folgen zitternd ins Gemach
Mit hastig scheuen Schritten,
Der Alte, träumend halb, halb wach,
Fährt auf bei ihren Tritten.
Sein Auge gleitet, wirr und blind
Umher im hellen Raume —
Doch haftet plötzlich auf dem Kind,
Das näher kommt dem Baume.

Er prüft der Kleinen Angesicht
Vom Kerzenglanz beschienen,
Und plötzlich zuckt ein helles Licht
Durch seine finstern Mienen,
Er stößt hervor halb wild, halb lind,
Halb jauchzend, halb beklommen:
„Bist du es Gertrud! böses Kind!
Und bist du heimgekommen?“

Und wie hinweg vom Kerzenschein
Und von des Baumes Flittern,
Das Kind in seinen Arm hinein
Sich schmiegt mit leisem Zittern,
Da ist's, als ob des Wahnes Glut,
Die Herz durchloht und Sinne,
In einer heißen Tränenflut
Erlösche und verrinne.

Er blickt umher — er kennt und sieht
Das Weib mit bleichen Wangen,
Er kennt den Mann, der mit ihr kniet
Und stützend sie umfangen,
Er breitet seine Arme aus:
„Gott hat euch heimgesendet,
Doch hat euch nicht geschirmt das Haus,
Darin ihr Friede fändet!“

Der Weidmann aber tritt hinzu,
Hell leuchten seine Blicke,
Hell klingt sein Wort: „Ihr findet Ruh
Nach schwerem Mißgeschicke;
Uns ist, mit diesem Weihnachtsbaum,
Ein neues Heil beschieden,
Wir wachen auf aus wüstem Traum —
Das deutsche Land hat Frieden!“

Er ruft es jubelnd, öffnet weit
Die Pforte nach dem Walde;
Im Mondlicht einsam, weißbeschneit,
Liegt draußen Forst und Halde.
Doch durch die stillen Lüfte schwillt
Mit seligem Frohlocken,
Das in die Herzen niederquillt,
Der Klang der Friedensglocken!

Die Insel der Seligen.



Am Todestag des Raffael — ein Jahr
Nachdem der Göttliche dahingegangen,
Saß nachts zu Rom der Künstler bunte Schar,
Von grünem Laub und Mondenlicht umfangen,
Vor sich den Wein — doch keine Bechernacht
Mit Scherz und Lied schien heute zu beginnen;
Des großen Toten hatten sie gedacht,
Die meisten saßen stumm, in ernstem Sinnen,
Durch andre Gruppen klang des Edeln Preis,
Des Allgeliebten, Herrlichen und Hehren,
Auf manche bärt'ge Wange rannen leis
Verstohlne Tränen zu des Meisters Ehren,
Und langsam nur rang ein gefaßtes Wort
Sich aus der Flut des Lobes und der Klagen.
Der Jüngste sprach: „Wer trägt den Kranz hinfort,
Der Raffael geziert in seinen Tagen?
Wer zündet an so köstlich strahlend Licht,
Nach dem die Welt entzückenstrunken schaue?
Wen hat der Gott erkoren? Ich vertraue
Auf euren Giulio, den Römer, nicht!" —
Doch sprach er's kaum, so fährt man rings empor,
Und wilderregte bittre Reden schallen:
„Dem Giulio nicht? Und weißt du auch, du Tor,
Daß ihn der Göttliche geliebt vor allen?
Daß er den eignen Lorbeer ihm verhieß?

Daß er ihn oft gerühmt mit hohen Worten?
Bist du Sankt Lukas, der zum Paradies
Der Maler schließen kann die goldnen Pforten?" —
Der Jüngling ruft entrüstet: „Haltet ein
Und laßt mich sprechen!" — Doch die andern toben,
Bis eines Dritten Stimme sich erhoben
Und scharf und schneidig spricht: „Ich sage nein!
Preist euren Giulio, vermag er einst
Nur bis zum Gürtel Raffaels zu ragen —
Du aber, Jüngling, der du gläubig meinst
Ein neuer Raffael ersteh in Tagen,
Du ahnst so wenig, was der Hohe war,
Als diese hier, die heute schon voll Wonne
Die Kerze preisen gleich der goldnen Sonne,
Ob auch die Sonne kaum erlosch ein Jahr!
Ihr wißt es nicht, aus wie geheimer Quelle
Die reinste, höchste Künstlerkraft sich nährt,
Ihr seht die Flut nur — Welle glänzt auf Welle
Und leuchtet euren Augen wie verklärt,
Ich aber weiß, daß hier im Erdenraume
Nur wenige mit solchem Licht vertraut,
Die Hocherkornen, die im Göttertraume
Die Insel einst der Seligen geschaut.
In ihrer Seele strahlt von dort ein Licht,
In ihrem Sinn erhellen sich die Züge
Des Irdischen! — gemeine Not und Lüge
Und Menschenniedrigkeit beirrt sie nicht.
Die Jugend schwindet nicht mit ihren Jahren,
Sie wächst, sie leuchtet, wenn sie rein bewahren
Den Traum, der einst in gottgewährtem Flug
Zu jenem Eiland ihre Seele trug.
Ich sag' euch: manch' Jahrhundert muß verstreichen,

Eh' es zum zweitenmal der Himmel fügt,
Daß einem Erdensohne hier zu eigen,
Was drüben jenen Seligen genügt:
Des Lebens Fülle ohne Kampf und Schmerzen,
Genießen ohne Reue, ohne Streit,
Der Welt Erkenntnis bei dem reinsten Herzen,
Und ungetrübte Schaffensseligkeit!
Und hätt' ein Zweiter selbst geschaut das Licht,
Den Traum geträumt — er kann ihn wahren nicht!
In dunkler Stunde faßt ihn wild das Leben,
Der goldne Strahl erlischt, den er gewann.
Schaut nicht so zweifelnd — einen hat's gegeben,
Der gleich dem Raffael dereinst begann;
In seiner Seele war ein gleiches Wollen,
Und gleicher Zauber lag in seiner Hand,
Doch heute irrt er, lebt er noch, verschollen,
Ein düstrer Wandrer, einsam durch das Land.
Geht nach Spoleto — schaut mit heil'gem Schweigen
Das Bild der Gottesmutter, glanzumstrahlt,
Die Heiligen und jenen Engelreigen,
Die dort Johann der Spanier gemalt,
Fühlt bei dem Anblick eure Herzen pochen,
Dann kommt, dann sagt, ob ich zuviel gesprochen,
Wenn ich gleich einem Raffael ihn pries,
Und laßt mich um den Unberühmten klagen,
Der wie der Göttliche in Jugendtagen
Das Höchste wie das Reinste uns verhieß!
Vernahmt ihr nie von ihm? Klingt euern Ohren
Auch selbst sein Name fremd? Hat jede Spur
Von ihm und seinem Schicksal sich verloren?
Verstrichen doch erst zwanzig Jahre nur
Seit Giovanni, von Madrid gekommen,

In Peruginos Schule trat — ihr wißt,
Daß sie vermocht dem Raffael zu frommen,
Und daß sein Ruhm der Ruhm des Meisters ist!
Doch unser Giovanni schien ein Stern,
Der neben dem Urbiner strahlen sollte,
Zu jener Zeit — wie liegt sie heut' so fern! —
Gab's keinen, der sich kühn entscheiden wollte,
Ob Raffael den Spanier besiege,
Ob dieser ihn! Ich war allein der Tor,
Der fest den Giovanni sich erkor,
Im Wahn, daß der Urbiner ihm erliege!
Ihr lächelt höhnisch — o, verbergt es nicht,
Ich kann es doch in euern Augen lesen! —
Ihr preist Sankt Lukas, daß kein blöd' Gesicht,
So blöd wie meins, euch je zuteil gewesen;
Wohl habt ihr recht — ich spotte meiner auch —
Doch damals, wo das Angesicht der beiden
Geweiht erschien von gleichem Gotteshauch,
Wär' euch wohl schwer geworden das Entscheiden.
Sie galten uns als ein erkornes Paar,
Nach ihrem Fluge blickten sehnend alle,
In beider Seelen war es morgenklar,
Wie einst in Eden vor dem Sündenfalle;
Auch aus der Hand des Giovanni quoll
Ein Strom von Anmut, Schönheit und Entzücken —
So zog er, aller Kunst und Hoffnung voll,
Hin nach Foligno, dort den Dom zu schmücken.
Ich ging mit ihm! Er brauchte Freundeshände
Beim großen Werke, das er dort begann,
Und ob ihr lacht: ich rühme bis ans Ende
Den edeln Geist, der dieses Werk ersann,
Wie schuf er den Erlöser groß und mild,

Wie klar und edel jedes andre Bild,
Wie war in jedem Zuge tief empfunden
Das Glück der Seligen! — Blickt nicht so scheel,
Ich sag' euch abermal: in jenen Stunden
Stand Giovanni gleich dem Raffael!
Nur kurze Stunden blieb er's! Zweifach Glück
Schien ihm Foligno schmeichelnd zu bereiten,
Gott weiß, ich denke nur mit Schmerz zurück
An all den goldnen Trugglanz jener Zeiten,
Doch steigt Lo Spagnas Antlitz mir empor,
Schau ich die Bilder, welche reizumgossen
Und seelenvoll aus seinem Pinsel flossen,
Tritt auch Angelikas Gestalt hervor.
Da — seht sie vor euch, mit den holden Zügen
Im Heil'genscheine ihres goldnen Haars,
Mit aller Glut des dunkeln Augenpaars,
Und seid gewiß, sie würde jeden trügen!
Denn hätte Giovanni nicht geglaubt
Den Nächten mit des Mädchens Flammenküssen,
So hätt' ihn Tages ihr Madonnenhaupt
Im lichten Sonnenscheine täuschen müssen,
Ich stand dabei, wenn ihm ihr Auge strahlte,
Wenn er entzückungstrunken schuf und malte,
Wenn jeder Zug, der lebend ihn beglückt,
Auf seinem hehren Bilde sie entzückt,
Und wahrlich, eher hätt' ich meinen wollen,
Ein Seliger verübe Freveltat,
Als daß Angelika mit liebevollen
Und Engelsblicken berge den Verrat!
Ja, als zum ersten Male ein Verdacht
Auf schlimmen Wink in meiner Brust entfacht,
So floh ich tagelang Folignos Mauern,

Um sie und Giovanni nicht zu schaun,
Und ob der Zweifelsünde stumm zu trauern,
Die schnöd' befleckt die herrlichste der Fraun!
Ich schalt die Warner lügenhaft Gezücht,
Doch lebte bald auf mehr als hundert Zungen
Das schleichende, das zweifelnde Gerücht
Und war vor Giovannis Ohr erklungen.
Noch gingen Wochen hin in alter Weise,
Nur langsam, wie ein dunkler Wetterschein
Emporzieht an des Himmels lichtem Kreise,
Verdüsterte sich unser heitres Sein,
Die Blüte welkte — Giovanni sah
Mit finsterm Argwohn auf Angelika,
Und sie, die jeden Tag, seit er begann,
Bei ihm und seinem Werk im Dom verweilte,
Erschien jetzt selten, flüchtig und enteilte,
Bevor der Sand im Stundenglas verrann!
Dann kamen Stunden, schwül und bang und schwer,
Kein heitres Wort bei unsrer Arbeit mehr,
Was in dem Herzen Giovannis grollte,
Warf finstre Schatten über sein Gesicht,
Doch blieb er stumm, sein Weh verriet sich nicht,
Bis zu dem Tag, da sich's entscheiden sollte.
So währt es mondenlang! Ich ahne kaum,
Was sie getan, ihn in den alten Traum
Von ihrer Treue stets noch einzuwiegen
Und seine Zweifel schmeichelnd zu besiegen.
Wie oft sah er mich schmerzlich fragend an,
Dann war's, als müßt' ich ihn dem dunkeln Bann
Entreißen, der auf seiner Seele lag —
Hätt' ich's getan, so spart' ich nun die Reue! —
Doch jede Stunde zagte ich aufs neue

Und zögerte heran den Unheilstag!
Er kam! Mir ist's wie heut' — wir standen malend
Auf dem Gerüst, ein Brief ward ihm gebracht,
Er las ihn sonnig lächelnd, freudenstrahlend.
Angelika beschied ihn vor der Nacht —
Doch plötzlich starrt er wieder in den Brief —
Und grollte vor sich hin: Warum berief
Sie mich zu dieser, zu der späten Stunde?
Warum nicht früher? Nicht zu jeder Frist?
Wer weilt bei ihr? Wer hängt an ihrem Munde,
Daß sie so sorglich um die Stunde ist?
Battista, komm! — mich fasset ein Gelüst
Sie eben jetzt zu küssen, zu umfassen! —
So fuhr er auf, sprang nieder vom Gerüst,
Flog durch die Kirche und dahin die Gassen —
Und ich mit ihm — er stürmte weit voraus,
Ich sah Angelikas verschlossen Haus,
Sah' ihn mit einem Schlag die Türen sprengen,
Er wild hinein, ich auf dem Fuß ihm nach
Und stürzte durch den Stiegengang, den engen,
Bewußtlos hinter ihm zu dem Gemach.
Dem wilden Aufschrei, der von drinnen klang,
Folgt erst ein Lachen, dann ein zischend Tönen,
Ein grimmer Zornruf und ein röchelnd Stöhnen.
Gott weiß, wie jeder Laut zum Herzen drang.
Ich flog ins Zimmer, flog dem Freund entgegen!
Zu spät, zu spät! Denn seine rechte Hand
Hielt krampfhaft noch den raschgezognen Degen —
Und auf dem Ruhebett, zunächst der Wand
Lag ohne Zittern, ohne sichtbar Leben
Todbleich die Huldgestalt Angelikas —
In seinem Blut ein Sterbender daneben,

Ein Söldnerhauptmann Cäsar Borgias. —
So mußt' ich's schaun! Was mochte Reden frommen?
Ich riß Lo Spagna aus dem Zimmer fort,
Zurück den Unheilsweg, den wir gekommen —
Und vor der Nacht verließen wir den Ort.
Im tiefsten Schmerz, gebeugt, wortlos und stumpf,
Sah ich ihn neben mir die Straße schreiten,
Und jeder unsrer Schritte, schwer und dumpf,
Er trennte ihn von allen Seligkeiten!
Von allen! Wohl hab' ich nach Freundesbrauch
In jener Nacht ihm jeden Trost beschworen,
In meinem Herzen aber wußt' ich auch,
Mehr als die Liebe habe er verloren;
Ich fühlt' es tiefer, als er selbst vielleicht,
Da wir den Schutz der Arnostadt erreicht. —
Doch Wochen, Monde strichen langsam hin,
Gefaßt erschien mir Giovannis Sinn,
Ich hoffte wieder, weil kein Klagelaut
Auf seine Lippen kam. Und froh' Entzücken
Empfand ich, da man ihm aufs neu' vertraut
Ein Gotteshaus mit seiner Kunst zu schmücken.

Ein Kirchlein war es nur im Arnotal.
Wir wanderten hinaus beim Frühlingsstrahl,
Und als im Chore das Gerüst geschlagen,
Begann die Arbeit wie in alten Tagen,
Mein freudig Jauchzen scholl durchs Kirchenschiff,
Als Giovanni nun zum Pinsel griff,
Ich rieb die Farben, reicht ihm wie ein Knabe,
Was er bedurfte, war ihm frisch zur Hand,
Und harrte sehnend auf die Augenlabe,
Die bald erglänzen sollte von der Wand.

Doch Stunde floh um Stunde, Tag um Tag,
Auf Giovannis Antlitz aber lag
Ein Schatten immer dunkler, immer trüber,
Und was hervor aus seinem Pinsel quoll,
War grell und düster, hart und grauenvoll.
Ich mahnt ihn dringend, doch zur Antwort scholl:
„Die goldne Klarheit ist für mich vorüber!“
Da war kein Zug von seiner edeln Milde,
Kein Ausdruck reiner stiller Seligkeit,
Nichts Hohes, Liebliches im ganzen Bilde,
Kein Antlitz schien beglückt und gottgeweiht,
In mehr als einem aber, Zug um Zug,
Erblickt ich den, den er im Zorn erschlug,
Er rang dagegen — doch das Angesicht,
Das wüste, bleiche, kehrte ewig wieder,
Verzweifelt warf er seinen Pinsel nieder:
Ich male mir mein eigenes Gericht! —
Zur Wahrheit ward, was ich geahnt zuvor,
Mit seiner Seele reinem goldnen Frieden
Und mit der Liebe, die er jäh verlor,
War auch das Beste seiner Kunst geschieden.
Cellini mag vielleicht aus solchen Tagen
Gewinn und Kraft zu neuem Schaffen tragen,
Er konnt' es nicht! — Die wilde Zornesstunde
Schlug ihm und seiner Kunst die Todeswunde.
Nach reinster Klarheit, seligstem Genügen,
Nach höchster Schönheit stand sein ganzer Sinn,
Was in ihm selbst auf immerdar dahin,
Vermocht er nun im Bilde nicht zu lügen!
Ich schau ihn noch! — Er saß am Wegesrand
Im Arnotale bei San Martes Feste,
Ein Ölbaum streckte über ihn die Äste,

Der Abendhimmel stand im roten Brand —
Er starrte vor sich hin, zur Erde nieder:
„Hätt' ich mein selig' Friedenseiland wieder!"
Und dann empor — hoch in die dunkle Glut,
In der versank der Sonne goldner Schimmer:
„Da droben glänzt es — doch ein Strom von Blut
Trennt mich von seinem hehren Glanz auf immer!
Leb' wohl, Battista! Was du nie geschaut,
Kannst du verlieren nicht in bittrer Reue —
Doch sei gesegnet! Eine holde Braut,
Die rein und treu, belohne deine Treue!"

Ich mußt' ihn lassen! Jahre sind verronnen,
Seit er die Hand zu trübem Abschied bot —
Ich hörte nicht, ob Frieden er gewonnen,
Ich weiß nicht, lebt er, oder ist er tot?
Ist des Urbiners Ruhm auch ihm erklungen?
Und hat der Ärmste, ohne Klagelaut,
Den Kranz, nach dem er selbst vordem gerungen,
Auf Raffaels geweihter Stirn geschaut?

Ich weiß von nichts! Ihr aber wißt es jetzt,
Warum mir oft, wenn an den Wundertaten
Des Göttlichen mein Auge sich geletzt,
Zu Freudentränen bittre Zähren traten,
Ihr seht, warum ich zweifelnd lächeln muß,
Wenn ihr schon heut' um seinen Erben streitet —
Warum ich glaube, daß des Himmels Schluß
Nur Einem Götterlos und Glück bereitet!
Gebt Wein! Und laßt uns einen Becher leeren
Zu Giovannis des Verschollnen Lob —
Doch dann aufs neu' dem Herrlichen zu Ehren,
Den über alle das Geschick erhob!"

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.